

Scan by : der_leser

K : Keulebernd

Februar 2004 : V.1.0

FREEWARE

Nicht für den Verkauf bestimmt

Eichenlaubträger des Heeres



Karl Löwrick

1894 in Podlechen, Kreis Rastenburg/Ostpreußen, geboren, machte Löwrick den 1. Weltkrieg ab 1916 als Feldwebel mit. Später wurde er Polizeioffizier, danach in das Infanterieregiment 77 übernommen und 1941 Kommandeur eines Grenadierregiments. 1942 zum Oberst befördert, zeichnete er sich schon im Westfeldzug durch besondere Tapferkeitstaten aus. Ende Februar 1943 wehrten die unter seinem Befehl stehenden Truppen bei Cholm einen starken Feindangriff ab. Wenige Tage später bereinigte Löwrick mit seinen Männern einen Einbruch überlegener gegnerischer Kräfte durch einen Gegenstoß.

Ritterkreuz am 30. Juli (5. August) 1940, 247. Eichenlaub am 17. Mai 1943.

***DER
LANDSER***

Erlebnisberichte
zur Geschichte
des 2. Weltkrieges

W. Borcher

**Die Entführung
des Generals**

**Frühjahr 1944. – Ein britisches SOE-Kommando
kidnappte den „Kommandanten Kreta“**

Heft Nr. 774 ©Februar 1973

4. Januar 1944.

Major Clarke, einer der Executive Chiefs der SOE (Special Operation Executive = brit. Spezial-Einsatzkommando) – Außenstelle Ost, stand im Flur des Kairoer Hauptquartiers und blickte dem Büropersonal nach, das eben nach Hause ging. Dann lief er den Flur hinunter und trat, ohne anzuklopfen, in Captain Lemonechs Zimmer.

„Immer noch bei der Arbeit?“

Lemonech schob eine dicke Akte in den Korb und nickte.

Clarke sah auf seine teure Armbanduhr.

„Es ist spät. Gleich dreiundzwanzig Uhr. Ich verstehe nicht, warum der Chef noch nicht zurück ist. Ob was dazwischengekommen ist, Lemonech?“

„Verspätungen sind nichts Ungewöhnliches“, sagte der Captain. „Neuerdings überwachen die Deutschen das Mittelmeer wieder ziemlich scharf. Aber es kann auch am Wetter liegen, Nebel oder so.“

Lemonech wartete Clarkes Antwort nicht ab, sondern begann einen Stapel von Papieren zu ordnen.

„Übrigens. Gus. wissen Sie warum der Chef nach London geflogen ist?“

„Nein, Sir. Aber ich kann's mir denken.“

„Aha!“

Clarke, die Pfeife zwischen den Zähnen, trat hinter Lemonechs Stuhl und schaute seinem Gehilfen über die Schulter.

„Interessant. Die Akte X-7799. Arbeiten Sie gerade daran?“

„Soweit das möglich ist, Sir. Die entscheidenden Fakten fehlen mir ja noch, wie Sie wissen werden.“

„Natürlich. Neue Informationen eingetroffen?“

„Nein, Sir. Keine Informationen. Nur das hier ...“ Lemonech klappte eine rote Mappe auf und holte ein Foto hervor. Es zeig-

te eine Luftbildaufnahme, dreißig mal dreißig Zentimeter groß und gestochen scharf.

Major Clarke betrachtete die Aufnahme. „Ein fabelhaftes Foto“, lobte er. „Ist das die neueste Aufnahme von der ‚Villa Ariadne‘?“

„Jawohl, Sir. Die allerneueste sogar. Das Foto wurde von einer unserer Aufklärungsmaschinen geschossen.“

„Ein toller Prachtschuppen diese Villa“, sagte Clarke. „Wie ich sehe, hat sich an den äußersten Umständen nichts geändert.“ Er legte das Foto auf Lemonechs Schreibtisch zurück und begann im Zimmer auf und ab zugehen. Offenbar schien er sich in Gedanken mit dem „Unternehmen X-7799“ zu beschäftigen, eine Aktion, die nicht nur Major Clarke schlaflose Nächte bereitete.

„Darf ich fragen, Sir, ob Sie schon eine Wahl getroffen haben?“

Clarke sah den Rauchkringeln nach, die er kunstvoll gegen die Zimmerdecke blies. „Ein bißchen viel Fragen auf einmal, Captain. Aber Frage Nummer zwei kann ich Ihnen beantworten, ohne mich einer Verletzung des Amtsgeheimnisses schuldig zu machen. Es ist ein guter Mann. Einer unserer besten sogar.“

„Verbindlichsten Dank für die ergiebige Auskunft, Sir“, sagte Lemonech spottvoll. „Jetzt weiß ich Bescheid.“

Unten auf der Straße fuhr jetzt ein Wagen vor. Lemonech sprang vom Stuhl und rannte ans Fenster. Dann wandte er sich um und sagte:

„Eben ist der Chef vorgefahren, Sir.“

Wenig später stand Colonel G., Chef der Operationsabteilung „Balkan“, in Captain Lemonechs Zimmer. Er war in Zivil.

Der Colonel ließ sich schwer in den Ledersessel fallen.

„Ich habe in London sowohl mit Dalton als auch mit Sir Gubbins gesprochen.

Dalton war britischer Minister für Wirtschaftskriegsführung und ziviler Chef der SOE, während Sir Gubbins die militärischen Belange der SOE vertrat.

„Und wie steht die Sache mit X-7799, Sir?“ fragte Clarke.

„Unsere Sache steht gut. Sehr gut. Ich habe London überzeugen können. Wir haben ab sofort freie Hand, meine Herren. Mit allen damit verbundenen Konsequenzen selbstverständlich. Sir Gubbins mißt der geplanten Aktion allergrößte Bedeutung bei. Es war nicht schwer, ihn zu überzeugen. Nun, Sir Gubbins ist ein General, er sieht die Sache vom militärischen Standpunkt aus. Ich versicherte ihm, daß wir die Sache sofort aktivieren und zum Abschluß bringen werden.“

Der Colonel drückte die Zigarette, die ihm offensichtlich nicht mehr schmeckte, sorgsam im Aschenbecher aus.

„Und nun zu Mister Dalton, meine Herren. Der Minister ist grundsätzlich, um das vorwegzunehmen, mit X-7799 einverstanden. Nur glaubt er, unser Mann sei für einen solch gefährlichen und wichtigen Auftrag zu jung.“

„Zu jung? Das verstehe ich nicht, Sir“, sagte Clarke.

„Nun, Dalton hat manchmal solche Vorurteile“, sagte der Colonel achselzuckend. „Aber kurzum: Ich konnte auch Mister Dalton davon überzeugen, daß unser Mann alle jene Eigenarten besitzt, die für die Aktion notwendig sind. Dennoch bestand Dalton darauf, daß wir noch einen zweiten Offizier hinzudelegieren. Ich sagte, ein zweiter Mann stünde bereits fest und nannte den Namen. Worauf Dalton prompt die Frage stellte, wie alt dieser Offizier denn sei. Ich sagte, unser zweiter Mann ist noch um zwei Jahre jünger als Nummer eins.“

„Und wie konnten Sie den Minister doch noch überzeugen, Sir, daß unsere Wahl richtig ist?“

„Indem ich ihm die Personal- und Einsatzakten unserer beiden Offiziere vorlegte. Er studierte sie eingehend und mit der für ihn typischen Sorgfalt. Dann sah er mich an und sagte:

„Nun gut, meinen Segen haben Sie. Lassen Sie meinetwegen das Ding von diesen beiden jungen Burschen drehen. Aber das eine prophezeie ich Ihnen jetzt schon: Geht die Sache schief, können Sie Ihren Abschied einreichen, Colonel.“

„Das meinte der Minister gewiß nicht ernst, Sir“, versuchte Clarke diese Androhung zu bagatellisieren.

„Sie irren sich, mein Lieber. Dalton war es sogar bitterernst. Und er hatte recht. Bedenken Sie einmal, Clarke, was wirklich auf dem Spiel steht. Wenn wir in dieser Sache einen Türken bauen, setzen wir nicht nur das Leben von zwei hervorragenden Offizieren aufs Spiel, wir werden auch zum Gespött aller Geheimdienste dieser Welt.“

„Und was haben Sie für Konsequenzen gezogen, Sir?“

„Eine Schlacht ist erst dann verloren, wenn der Feldherr sie aufgibt“, antwortete der Colonel.

Es war gegen halb zwölf Uhr nachts.

In der Muski, der Hauptverkehrsstraße des orientalischen Stadtteils von Kairo, herrschte trotz der späten Abendstunde noch lebhafter Passantenverkehr.

Was die SOE angeht, hatte sich diese bereits 1941 in Kairo etabliert und die sogenannte „Zweigstelle Ost“ errichtet, ein Spezialausbildungscamp für griechische Saboteure und Widerstandskämpfer, die nach dem Willen Churchills mithelfen sollten, „Europa in Brand zu stecken“.

In Kairo wurden für den alliierten Balkanfeldzug die ersten Weichen gestellt. Von Kairo aus starteten britische Kommandounternehmen nach Jugoslawien, um Tito und seine Nationale Befreiungsarmee im Kampf gegen die deutsche Wehrmacht zu unterstützen. Von Kairo aus starteten britische Wellington-Bomber, um SOE-Agenten über Griechenland abzusetzen. Hunderte dieser Agenten kämpften erfolgreich bis zum Kriegs-

ende an der ‚schmutzigen Front‘ und überlebten das Chaos. Aberhunderte bissen ins Gras. Die einen starben, bevor ihr Fallschirm den Boden erreichte, andere fielen dem Verrat zum Opfer und endeten schmählich, unter dem Kugelhagel eines Exekutionskommandos, eine große Anzahl starb als „Partisan“ im Feuergefecht mit deutschen Truppen.

Ihr Schicksalsweg begann in den meisten Fällen in einem Kairoer Club, der in einem schmutzigen Gäßchen unweit der Muski lag. Nur Eingeweihte hatten Zutritt.

Man erreichte die Clubräume über eine gewundene Stein-treppe, passierte dann eine Art Portiersloge, in der ein athletisch aussehender Mann saß. Niemand kannte seinen Namen. Diesem Mann, der anscheinend keine andere Tätigkeit ausübte, als eine Pfeife nach der anderen zu rauchen, aber offensichtlich den Gästen des Clubs wenig Beachtung schenkte, entging in Wirklichkeit nichts.

Es war kurz nach Mitternacht, als zwei Männer auf die Portiersloge zusteuerten.

Diese beiden Männer wurden vom Portier mit einem kurzen Kopfnicken begrüßt und durch einen Druck auf eine verborgene Klingel dem Clubmanager avisiert, der sie noch vor Eintritt in den Clubraum abfing.

Nach flüchtiger Begrüßung bugsierte der Manager die beiden Männer zu einer Tür, hinter der ein langer, nur spärlich beleuchteter Korridor lag.

„Der Chef erwartete Sie schon mit Ungeduld“, flüsterte der Manager. Er wies mit dem Kopf den Korridor hinab und sagte: „Zimmer Nummer vier, meine Herren.“

Inzwischen waren die beiden jungen Männer den langen Korridor hinuntergegangen. Vor der betreffenden Tür machten sie halt. Dann klopfte der eine in einem bestimmten Rhythmus.

Sekunden später wurde die Tür geöffnet. Vor den beiden Männern, die in unauffälligem Zivil erschienen waren, stand

Major Clarke. Er nickte den beiden Männern kurz zu und rief ins Zimmer hinein: „Sir, die Majore Leigh-Fermor und Moss!“

„Sollen reinkommen“, antwortete eine Stimme, die niemand anderem als Colonel G. gehörte. Er hatte das Zivil abgelegt und Uniform angezogen.

Colonel G. begrüßte Leigh-Fermor und Moss mit Handschlag.

Major Clarke hatte inzwischen die Türe wieder geschlossen und versperrt. Gleichzeitig hatte er eine verborgene Signalanlage betätigt, die den Manager des Clubs wissen ließ, daß von nun an jede Störung unerwünscht sei.

Der Grieche Mickey Akaumianos stand am Fenster seines Zimmers im Haus seiner Eltern. Das Haus lag in Knossos auf der Insel Kreta, und die Aufmerksamkeit des Griechen galt einer prächtigen Villa, die an das Grundstück der Akaumianos grenzte und von dem weltberühmten englischen Archäologen Sir Arthur Evans erbaut worden war. Sir Arthur gab der Villa den Namen „Ariadne“.

Es war jene Villa, die der britische SOE-Major Clarke als „Prachtschuppen“ bezeichnet hatte.

In dem Haus residierte der „Kommandant Kreta“, General Friedrich Wilhelm Müller. Zu Müllers vordringlichsten Aufgaben gehörte nicht nur der Auftrag, die Insel als deutschen Stützpunkt zu halten und zu verteidigen, sondern analog hierzu auch die Bekämpfung der Kreta-Partisanen, die den deutschen Truppen schwer zu schaffen machten.

Es kann nicht bestritten werden, daß General Friedrich Wilhelm Müller auf Kreta ein strenges Regiment führte und die Guerillas mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfte. Schon seit langer Zeit hatten die Kreta-Partisanen deshalb den Entschluß gefaßt, den verhaßten deutschen General zu liquidieren. Daß es nicht dazu kam, lag an der britischen

Geheimorganisation SOE. Diese schonte das Leben des deutschen Generals freilich nicht aus humanitären Gründen. Sie führte etwas im Schilde, das auf die deutsche Führung wie ein Paukenschlag wirken sollte: das Unternehmen X-7799.

Man ging seitens der britischen Geheimorganisation sehr behutsam zu Werke. Es begann vorerst einmal mit der Beschattung des deutschen Generals. Diese Aufgabe wurde dem Griechen Mickey Akaumianos übertragen. Akaumianos enttäuschte seine Auftraggeber nicht. In kürzester Zeit trug der griechische SOE-Agent alle wichtigen Fakten zusammen.

Die Recherchen funkte Mickey Akaumianos nach Kairo, so daß dort über General Friedrich Wilhelm Müller in verhältnismäßig kurzer Zeit ein lückenloses Dossier entstand.

Mickey Akaumianos fiel nie auf. Er leistete sich während seiner Tätigkeit auch nicht einen Leichtsinnfehler, und er verstand es so glänzend, die Rolle des Biedermanns zu spielen, daß niemand – auch nicht die GFP (Geheime Feldpolizei) – jemals auf den Gedanken gekommen wäre, Akaumianos als Spion zu verdächtigen. Ein Umstand kam dem Griechen freilich zugute und erleichterte seine Aufgabe ganz erheblich: Mickey Akaumianos wohnte gewissermaßen mit seinen Feinden unter einem Dach, da ja das Haus der Akaumianos zum Wirtschaftstrakt der Villa „Ariadne“ gehörte. Er konnte sich also innerhalb der Sperrzone frei bewegen und saß, um einen Vergleich zu gebrauchen, sozusagen wie die Made im Speck. Ideallere Voraussetzungen konnte sich ein Agent kaum wünschen.

Offiziell arbeitete der Griechen in den Weinbergen. Einem aufmerksamen Beobachter wäre freilich aufgefallen, daß Mickey Akaumianos so gut wie nie in den väterlichen Weinbergen arbeitete. Man interessierte sich nicht dafür. Genausowenig wie man deutscherseits auf den Gedanken kam, einmal die Familie des jungen Griechen unter die Lupe zu nehmen. Von Micks Vater wußte man nur, daß er gestorben war, die Mutter,

so erzählten die Einheimischen, sei schon lange tot. Was die Einheimischen aber niemand erzählten, war die Tatsache, daß Mickeys Vater nicht an einer Krankheit oder an Altersschwäche in seinem Bett das Zeitliche gesegnet hatte, sondern unter den Kugeln einer deutschen Wehrmachtsstreife aus dem Leben schied. Der alte Akaumianos war ein Guerilla. Das Schicksal ereilte ihn, als seine Partisanengruppe einen deutschen Straßenposten überfiel, er fliehen mußte und in die Arme der Deutschen lief.

Der Tod des Vaters stellte die Weichen für den jungen Akaumianos. Er schloß sich derselben Partisanengruppe an, der sein Vater angehört hatte und übernahm nach kurzer Zeit das Kommando über dieselbe. Im Frühjahr 1941 wurde der Boden Kretas für Mickey Akaumianos zu heiß. Er flüchtete mit einem kretischen Schmugglerschiff und landete in Kairo. Dort fand Mickey sehr bald Anschluß an die SOE, die den jungen Griechen unter ihre Fittiche nahm und ihn zum Agenten ausbildete. Er galt in Führungskreisen der SOE als ein Mann mit überdurchschnittlicher Intelligenz.

1943 schickte die SOE Mickey Akaumianos – nach vorher gegangenen anderen Einsätzen im Balkanraum – wieder nach Kreta zurück. Dort hatten mittlerweile die Truppen und auch die Generale und Kommandeure gewechselt. Über die Sache aus dem Jahre 1941 war längst Gras gewachsen. Das Experiment lohnte sich. Mickey Akaumianos wurde zur wichtigsten Schlüsselfigur der SOE im Kampf gegen die deutsche Besatzungsmacht auf Kreta.

In dieser Nacht lief der griechische SOE-Agent wie ein gefangenes Raubtier in seinem Zimmer auf und ab. An sich sollte Akaumianos einen wichtigen Spruch nach Kairo absetzen. Aber die Zentrale dort hatte ihn angewiesen, die Sendezeit um eine volle Stunde zu verschieben.

Nach Möglichkeit sollten alle Agenten ihre Funkmeldungen zwischen 23 und 24 Uhr durchgeben. Um diese Zeit herrschte bei den Deutschen Hochbetrieb. Ein Agentensender fiel dann kaum auf. Zudem hatte Kairo alle Agenten angewiesen, keinesfalls länger als vier Minuten zu senden, denn wer länger am Drücker blieb, lief Gefahr, von den zahlreichen deutschen Horchtrupps angepeilt zu werden. Die Männer vom deutschen Funkabhorchdienst verstanden ihr Handwerk.

Mickey warf einen Blick auf seine Armbanduhr: 00.05 Uhr.

In zehn Minuten mußte er, ob er wollte oder nicht, den Spruch in den Äther ticken. Der Grieche verwünschte Kairo. Sie wußten doch ganz genau, daß dies die gefährlichste und ungünstigste Sendezeit war, denn nach Mitternacht schwiegen alle deutschen Funkstationen. Das bedeutete aber nicht, daß die Peilstationen deshalb ebenfalls ihren Betrieb einstellten. Ganz im Gegenteil, gerade dann lagen die Burschen auf der Lauer.

Einen Steinwurf weit entfernt lag die Villa Ariadne. Im Haus brannten alle Lichter.

Da! Motorengeräusche. Ein Wagen näherte sich in schneller Fahrt. Akaumianos erkannte schon am Motorengeräusch den Generalswagen. Scheinwerfer rissen jetzt die Dunkelheit auf, und schließlich bog der Kübel Müllers in die Villeneinfahrt ein. Der Doppelposten räumte rasch die Spanischen Reiter zur Seite. Langsam rollte der Wagen in den Innenhof und wurde vom Fahrer vor den marmornen Steintreppen angehalten.

Akaumianos konnte die Szenerie mühelos verfolgen. Der General stieg aus. Mickey konnte die kräftige, gedrungene Gestalt deutlich im Licht der vielen Lampen erkennen.

Es war mittlerweile 00.20 Uhr geworden. Der Grieche stieß einen leisen Fluch aus. Er hatte unnötigerweise Zeit vergeudet, ja, diese sogar um ganze fünf Minuten überschritten. Er stürzte

an das Gerät und stellte die Wellenlänge ein. Der Funktext bestand aus vier Sätzen.

Drüben in der Villa Ariadne wurden jetzt die Lichter gelöscht. General Müller hatte sich zur Ruhe begeben.

Akaumianos lag wieder auf seinem Bett. Von dort aus konnte er den mit Scheinwerfern angestrahlten Stacheldrahtzaun sehen, der die Villa „Ariadne“ hermetisch von der Außenwelt abschirmte.

Es war auf die Sekunde genau zehn Minuten nach zwei Uhr morgens, als der Grieche plötzlich zusammenzuckte und mit einem Satz aus dem Bett sprang.

Durch die Nacht wummerten Abschüsse. Es hörte sich wie Geschützdonner an. Akaumianos trat ans Fenster und sah in die Nacht hinaus. Er spähte umsonst nach Explosionsblitzen. Doch die Schießerei dauerte weiter an, und wenn ihn nicht alles täuschte, kam der Geschützdonner aus nordöstlicher Richtung, wo die kretische Hauptstadt Heraklion lag.

Mickey Akaumianos hatte die Zeit gestoppt. Die Schießerei dauerte 17 Minuten und 40 Sekunden. Danach trat wieder Ruhe ein. Der Grieche notierte den Vorgang, legte ihm aber wenig Bedeutung bei. Vielleicht absolvierten die Deutschen eine Nachübung. So etwas kam ja öfters vor.

Dann wurde Akaumianos aber doch stutzig. In der Villa Ariadne gingen plötzlich die Lichter an. Die Posten vor der Einfahrt wurden um weitere drei Männer verstärkt und alle Zusatzscheinwerfer im Sperraum eingeschaltet.

Sekunden später kamen Müllers Adjutant und zwei Ordonnanzoffiziere auf die Veranda. Sie waren angekleidet und hatten Maschinenpistolen in den Händen. Erregtes Palaver, von dem der Grieche aber kein Wort verstehen konnte. Die Offiziere verschwanden wieder in der Villa. Es vergingen einige Minuten, dann wurden Motoren angeworfen. Aus dem Seitenhof

fuhr der Horch-Kübelwagen vor. Hinter ihm drei Beiwagenkräder. Auf den Beiwagen waren Maschinengewehre montiert.

Kaum waren der Wagen des Generals und die Beiwagenkräder vorgefahren, trat General Müller aus der Villa. Ihm folgten der Adjutant und die beiden Ordonnanzoffiziere. Der Cheffahrer riß den Wagenschlag auf, und General Müller und seine Begleitung stiegen ein. Mit aufheulenden Motoren jagte die Eskorte die Einfahrt hinauf und bog in die Straße nach Heraklion ein.

Für Mickey Akaumianos gab es keinen Zweifel mehr, daß etwas Alarmierendes passiert war. Zuerst die mysteriöse Schießerei, dann der hektische Aufbruch des ‚Kommandanten Kreta‘, der wegen einer Lapalie seine Nachtruhe ganz gewiß nicht opfern würde.

Plötzlich wurde an der Haustür geklopft. Zaghafte zuerst, dann eindringlicher.

Der Grieche trat neben die Tür, schob geräuschlos den Riegel zur Seite.

„Ich bin’s, Jorgo“, sagte eine Stimme leise aus der Dunkelheit heraus.

„Komm ‘rein“, forderte Akaumianos seinen nächtlichen Besucher auf. Jorgo Ziagakis war Verbindungsmann der SOE zu den Ida-Partisanen und unterhielt unweit von Knossos eine kleine Funkstation, die aber nur inselintern eingesetzt wurde.

„Was willst du? Hast du den Verstand verloren?“ herrschte Akaumianos seinen Verbindungsmann an. „Habe ich dir nicht tausendmal gesagt, du sollst dich nachts nicht aus deinem Versteck rühren?“

„Ich ... ich habe dir etwas Interessantes zu sagen“. Jorgo atmete schwer. Er mußte sehr schnell gelaufen sein.

„Komm ‘rauf in mein Zimmer, aber trample nicht wie ein Elefant“, sagte Akaumianos.

Als sie in Mickeys Zimmer waren, ließ sich der SOE-Verbindungsman ächzend auf einen Stuhl fallen.

„Weiβt du, was passiert ist?“

„Nein!“

„Dann werde ich dir's erklären. Bei Heraklion sind Engländer gelandet.“

„Was?“ Mickey Akaumianos starrte seinen Mann entgeistert an. „Engländer bei Heraklion gelandet, sagst du? – Invasion? Das ist unmöglich. Jorgo.“

„Nein, nein, keine Invasion“, winkte Jorgo beruhigend ab. „Aber so etwas ähnliches. Sie kamen mit einem U-Boot, setzten ein Kommando an Land. Direkt gegenüber dem deutschen Flugplatz. Und dann bepflasterten sie den Platz mit Granatwerfern. Du weißt schon, gestern abend kam noch ein Transportgeschwader aus Athen an. Alles vollbeladene Maschinen. Da hinein schossen sie. Gleich beim dritten Schuß erwischten sie eine mit Munition beladene Maschine die in die Luft flog und eine andere gleich mit zur Hölle nahm. Du kannst dir nicht vorstellen ...“

Mickey Akaumianos war ans Fenster getreten und blickte in die Nacht hinaus. – Das also war es. Nun war ihm klar, warum Kairo wissen wollte, ob die Nordküste in dieser Nacht unbesetzt und frei von Minen war. Ein Kommandounternehmen. Eine jener Test- und Nadelstichoperationen, die nichts anderem dienten, als die Deutschen unruhig und unsicher zu machen. Für den SOE-Agenten Mickey Akaumianos ein ziemlich unbedeutender Vorfall. Was ihn mehr interessierte, war die Frage: Woher wußte Jorgo die Einzelheiten dieses Ereignisses? Jorgos Versteck lag drei Meilen von der Küste entfernt, und es gab zwischen ihm und den anderen Verbindungsleuten keine Telefonverständigung.

„Dich läßt das wohl alles kalt, wie?“ wandte sich Jorgo enttäuscht und zugleich ärgerlich an Akaumianos. „Verflucht, was

muß eigentlich noch alles passieren, um dich aus der Fassung zu bringen?“

Akaumianos drehte sich mit einem Ruck zu Jorgo Ziagakis um.

„Woher weißt du das alles? Von deinem Bergversteck aus kannst du wohl kaum die Vorgänge gesehen haben.“

Es dauerte eine Weile, bis Jorgo mit der Sprache heraustrückte.

„Dimitri hat es mir gefunkt!“

„Wann war das? Wann funkte dich Dimitri an?“ fragte der Griechen seinen Verbindungsmann.

Jorgo überlegte. „Genau weiß ich es nicht. Aber es muß gegen halb drei gewesen sein.“

„Da haben wir's“, knurrte Akaumianos. „Halb drei! Eine Zeit, wo auf ganz Kreta absolute Funkstille herrscht. Kapierst du immer noch nicht, worum es geht?“

„Verdammt, Mickey, nun mal den Teufel nicht an die Wand“, sagte Jorgo gereizt.

„Wie lange funkte Dimitri“, fragte Akaumianos und beobachtete Jorgo scharf. „Fünf Minuten, sieben, zehn, oder mehr als zehn Minuten?“

„Ich habe nicht auf die Uhr gesehen. Aber es kann sein, daß Dimitri länger als zehn Minuten gefunkt hat“, gab Jorgo kleinlaut zu.

„Dieser verfluchte Idiot“, stieß Akaumianos zornig hervor. Es war immer dasselbe. Zuerst ging alles gut, und sie spurten. Aber wenn längere Zeit nichts passiert, wurden sie leichtsinnig

...

„Dimitri hat sich sicher nichts dabei gedacht“, versuchte Jorgo den Kameraden zu verteidigen. Er sah Akaumianos fragend an.

„Was passiert jetzt, Mickey?“

„Du verschwindest und gehst zu Dimitri. Und zwar auf dem schnellsten Weg, kapiert? Es kommt auf jede Minute an. Dimitri soll seinen Posten räumen und sich sofort auf den Weg nach Heraklion zu unserem Verbindungsmann machen. Wenn ihm die Deutschen noch Zeit lassen, soll er das Funkgerät abbauen und mitnehmen, anderenfalls ... zerstören. Hast du mich verstanden, Jorgo?“

Jorgo nickte. Akaumianos schob ihn zur Tür hinaus. „Nimm den rückwärtigen Ausgang“, befahl er Jorgo. „Und bleib in deinem Versteck, bis ich mich wieder melde. Komm auf keinen Fall hierher, und wenn es Tage dauern sollte.“

Akaumianos schaltete das Gerät ab und brachte es in ein Versteck. Danach kleidete er sich um und verließ zwanzig Minuten später das Haus auf demselben Wege wie Jorgo Ziagakis.

In Akaumianos Rocktasche befand sich ein Sonderausweis, der dem Besitzer erlaubte, Tag und Nacht alle Straßensperren zu passieren.

Er brachte Knossos gegen halb vier auf einem nur Einheimischen bekannten Schleichweg hinter sich. Erst als es hell, und die allgemeine Ausgangs-Sperre aufgehoben war, bog der Grieche vom Pfad ab und betrat die Straße. Dank der Hilfsbereitschaft eines deutschen LKW-Fahrers erreichte Akaumianos gegen neun Uhr die Ortschaft Anoya. Dort begab er sich unverzüglich zum SOE-Verbindungsmann, der Akaumianos schon mit Ungeduld erwartete.

„Hast du Nachricht aus Kairo?“ erkundigte sich Akaumianos, als er Stefanos Schatakis gegenüber saß.

„Ja. Kairo gab die Anweisung durch, daß du bis zum Abend hierbleiben und einen wichtigen Spruch abwarten sollst“, antwortete Schatakis. Er goß umständlich seinem Chef ein Glas Wein zur Stärkung ein, dann sagte er: „Die zweite Nachricht wird bitter für dich sein, Mickey.“ Akaumianos sah Schatakis interessiert an. „Hat es was mit Dimitri zu tun?“

„Ja! Die Deutschen haben sein Versteck entdeckt.“

„Und?“ Akaumianos war nicht anzumerken, ob ihn diese Nachricht traf oder nicht. Sein Gesichtsausdruck war konzentriert und beherrscht.

„Dimitri hatte Glück“, fuhr der Verbindungsmann in seinem Bericht fort. „Er konnte fliehen. Das Gerät mußte er sprengen. Soviel ich weiß, wurde Dimitri von Jorgo gewarnt. Als ich es erfuhr, bekam ich einen heillosen Schrecken. Ich verstehe das alles nicht.“

„Ich werde es dir erklären“, sagte Akaumianos und trank in einem Zug das Glas Wein aus.

Während in Anoya Mickey Akaumianos seinem Anoyaer Verbindungsmann kurz über die nächtlichen Vorgänge in Heraklion berichtete, neigte sich in Kairo die Einsatzbesprechung im Nachtclub ihrem Ende zu.

„Fassen wir also nochmals zusammen, meine Herren“, sagte Colonel G. mit rauchiger Stimme: „Die Entführung des deutschen Generals Friedrich Wilhelm Müller findet statt, sobald die Voraussetzungen für einen reibungslosen Ablauf gegeben sind. London, um das noch einmal ausdrücklich zu betonen, ist davon überzeugt, daß durch die Entführung Müllers das Prestige der deutschen Truppen auf Kreta eine empfindliche Schlappe erleiden wird. Die Rollenverteilung ist klar. Sie, Leigh-Fermor sind der verantwortliche Kommandoführer. Major Moss ist Ihr Stellvertreter und übernimmt das Kommando für den Fall, daß Ihnen etwas zustößt. Am 4. Februar wird Sie ein Wellington-Bomber nach Kreta fliegen. Sie starten von Bardia aus. In Bardia stoßen die beiden Agenten Manoli Paterakis und Georgi Tyrakis zu Ihnen. Beides hervorragende Leute, auf die Sie sich verlassen können. Das Kommando springt mit dem Fallschirm ab, und zwar über der Lasithi-Hochebene im ‚Tal

der 20.000 Windmühlen'. Man wird Sie dort erwarten. Wahrscheinlich ist auch Mickey Akaumianos an Ort und Stelle. Und damit komme ich zu einer wichtigen Sache, meine Herren.“ Der Colonel zündete sich eine Zigarette an.

„Mickey Akaumianos ist unser Spitzen-As auf Kreta. Halten Sie sich also an diesen Mann. Was das Kidnapping angeht, kann ich im Moment nichts sagen. Das ist Ihre Sache, Leigh-Fermor. Nur legen wir allergrößten Wert darauf, daß General Müller lebend in unsere Hände fällt. Der General wird als Kriegsgefangener behandelt, Repressalien gegen ihn sind nicht zulässig. Die Übernahme des Gefangenen sowie des Kommandos erfolgt an einem von uns bestimmten Ort an der Südküste von Kreta. Wir werden zu diesem Zweck ein Kommandounternehmen starten. Der genaue Zeitpunkt wird Ihnen über Funk rechtzeitig bekanntgegeben. Well, meine Herren, das war's.“

Der Colonel drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus.

„Noch eine spezielle Frage?“

„Jawohl, Sir. Haben wir in jedem Falle volle Handlungsfreiheit?“ erkundigte sich Leigh-Fermor. Der Colonel nickte. „Ja! In jedem Falle.“

„Dann ist alles klar, Sir“, sagte Leigh-Fermor.

Der Colonel stand auf. Die Besprechung war beendet.

Während Moss und Leigh Fermor den Club durch den Haupteingang verließen, benützten der Colonel und Major Clarke einen Geheimgang, der direkt in der Muski endete.

Captain Lemonech erwartete den Colonel und den Major in seinem Büro.

„Nachrichten von der Admiralität, Captain?“

„Jawohl, Sir!“

„Hat es geklappt?“

„Yes, Sir. Das U-Boot befindet sich bereits wieder auf dem Kurs nach Ägypten“, berichtete Lemonech.

„Eigene Verluste?“

„Nein, Sir, keine. Dafür die Deutschen. Das Kommando hat mehrere Junkersmaschinen zerstört. Es soll außerdem mehrere Tote und Verwundete auf deutscher Seite gegeben haben“, sagte der Captain.

„Nein, das reicht mir. Danke, Lemonech.“ Der Colonel drehte sich zu Major Clarke um.

„Was meinen Sie, Clarke: Ob dieses Ablenkungsmanöver unseren gemeinsamen Freund General Müller irritieren wird?“

„Ich bin sicher, Sir, daß General Müller, und nicht nur er, das Kommandounternehmen als Testversuch für eine Invasion betrachten wird“, antwortete der Major.

„Hoffen wir das“, sagte der Colonel. „Und vergessen Sie nicht, sofort Mickey Akaumianos zu verständigen. Ich wünsche, daß in der nächsten Zeit seitens der Kreta-Partisanen keine Aktionen mehr gestartet werden. Keine Überfälle, nichts, rein gar nichts, verstanden? Wenn Leigh-Fermor und Moss überhaupt eine Chance haben, den Coup durchzuziehen, dann nur, wenn die deutschen Truppen in ihren Quartieren bleiben. Akaumianos soll vor allem diesem Bourdzalis auf die Finger sehen. Das war's. Wecken Sie mich gegen neun Uhr, Clarke, und nun gute Nacht, meine Herren.“

Der Colonel verließ Lemonechs Büro und ging in sein Zimmer wo eine Ordonnanz ein Feldbett aufgeschlagen hatte.

In Lemonechs Büro sagte Major Clarke zu seinem 1a: „Nun, Gus, die Würfel sind gefallen. X-7799 ist freigegeben. Es kann losgehen. Wir werden noch diese Nacht die entsprechenden Befehle ausarbeiten.“

„Jawohl, Sir. Damit beginnt es immer. Alles Unglück beginnt mit dem Ausarbeiten von Befehlen. Sie sind unblutig. Wer am Schreibtisch sitzt, braucht das Beil nicht in die Hand zu nehmen. Aber was hernach kommt ...“

„Seien Sie nicht schon wieder so ein verfluchter Witzbold“, sagte Clarke hohnvoll.

Knapp zwei Wochen dauerten noch die Vorbereitungen für das SOE-Kreta-Unternehmen. Dann war es soweit. Am 4. Februar startete ein Wellington-Bomber von Bardia nach Kreta.

An Bord der Maschine befanden sich außer der Besatzung die Majore Leigh-Fermor und Moss sowie die griechischen SOE-Agenten Georgi Tyrakis und Manoli Paterakis.

Die Witterungsbedingungen waren denkbar ungünstig. Es herrschte starker, böiger Wind, die Sichtverhältnisse waren mitunter so schlecht, daß der Pilot Bedenken hatte, die Lasithi-Hochebene überhaupt zu finden.

Ursprünglich sollte der Flug verschoben werden, aber Leigh-Fermor bestand darauf, „die Sache hinter sich zu bringen“.

Die Maschine war noch bei Dunkelheit gestartet. Um 5.15 Uhr tauchte für Sekunden aus dem Wolken- und Nebelgebräu die Küste von Kreta auf. Konturen nur, schattenhafte Umrissse.

Der Pilot ging auf 1500 Meter Flughöhe, in der Hoffnung, die Schlechtwetterzone unterfliegen zu können. Aber wie sich herausstellte, kamen sie vom Regen in die Traufe. Die Sichtverhältnisse wurden eher schlechter als besser.

„Wir fliegen direkt in eine Waschküche“, warnte Leutnant Hardley, der Flugzeugführer, Leigh-Fermor.

Der Wind rüttelte die Maschine durch. Die Spannung unter den Männern des Kommandos wuchs von Minute zu Minute. Ein Blick hinunter in die Tiefe ließ sie ahnen, was ihnen bevorstand.

„Bei diesem Nebel finden wir niemals das Zielgebiet“, orakelte Moss. Er war ärgerlich. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten sie den Flug verschoben. Ein glatter Wahnsinn, bei solchen Bedingungen abzuspringen. Aber Leigh-Fermor hatte darauf bestanden, zu fliegen.

Von der Lasithi-Hochebene war weit und breit nichts zu erkennen. Nur Nebel, soweit der Blick reichte.

Der Pilot warf einen Blick auf die Borduhr.

„Wir müßten jetzt über dem Zielgebiet sein, Sir“, meldete er Leigh-Fermor.

Das ‚Tal der 20.000 Windmühlen‘. Wo war es? Sie können es nicht verfehlen, hatte Major Clarke Leigh-Fermor versichert.

Da! Der Wind riß plötzlich die Nebeldecke auf.

„Die Windmühlen, Sir!“ schrie der Pilot.

Leigh-Fermor hielt unwillkürlich den Atem an. Es war ein gigantisches Bild, das sich ihm bot. Tausende und Abertausende von Windmühlen, deren Flügel sich rasend im Wind drehten. Aber wo lag das Absprunggebiet genau? Clarke hatte gesagt, die Absprungstelle sei ausreichend mit Landefeuern und Fliegertüchern gekennzeichnet.

„Keine Landemarkierungen zu erkennen“, erklärte Leutnant Hardley.

„Verdammt!“

Und in diesem Augenblick schob sich erneut der Nebel über die Hochebene. Aus der Traum.

„Kurven Sie, Hardley. Irgendwann reißt die Nebelwand wieder auf“, schrie Leigh-Fermor dem Piloten zu.

Hardley drehte eine Schleife nach der anderen. Er ging auf 1000 Meter, dann auf 500 Meter herab.

„Nichts zu machen, Sir.“

„Weiterkurven!“ befahl Leigh-Fermor eigensinnig.

Endlich, nach 10 Minuten erfolglosen Kreisens bekamen sie wieder Bodensicht. Und da entdeckte Hardley auch die Landefeuern und die ausgelegten Fliegertücher.

„Absprungziel liegt direkt unter uns, Sir.“

„Auf dreihundertfünfzig ‚runtergehen, Hardley!“

„Zu Befehl, Sir.“

Leigh-Fermor verließ die Flugzeugkanzel, winkte Moss und die Griechen an die Sprungluke.

„Ich springe als erster, Stanley. Dann kommst du, dann Manol und Georgi. Ist das klar?“

„Ja. Alles klar.“

Der Bomber legte sich schräg. Leigh-Fermor sagte zum Bordfunker: „Es muß sehr schnell gehen, Sergeant, verstehen Sie? Wenn ich das Kommando gebe, dann nichts wie Sprungluke auf.“

„Jawohl, Sir.“

„Sir, wir haben Bodensicht!“ erscholl Hardleys Ruf.

Leigh-Fermor überlegte nicht mehr lange. Er sah Moss und die Griechen an und drückte beide Daumen, dann schrie er: „Luke auf!“

Das folgende geschah in Sekundenschnelle. Leigh-Fermor starzte auf das geöffnete Luk, dann warf er die Arme auseinander und sprang in die Tiefe.

Danach ging alles rasend schnell. Er knallte schmerhaft auf dem Boden auf und konnte es nicht vermeiden, daß er einige Meter mit dem Gesicht über die Erde schrammte. Zum Glück kamen ihm die Männer des „Empfangskomitees“ zu Hilfe. Vier oder fünf bärtige Gestalten stürzten herbei und kappten mit Messern die Halteleinen.

Es war geschafft. Er stand vom Boden auf und rieb sich die schmerzenden Glieder. Dann sah er sich von einem Dutzend verwegen aussehender Männer umringt, die ihn beglückwünschten und ihm die Hand schüttelten.

Mickey Akaumianos, Leigh-Fermor erkannte ihn sogleich, da ihm Major Clarke Fotos gezeigt hatte, begrüßte den Major als letzter.

„Willkommen, Sir. Ich bin Mickey Akaumianos. Sie sind Major Leigh-Fermor?“

„Ja, das bin ich. Fein, daß Sie persönlich hierhergekommen sind“, antwortete Leigh-Fermor. Dann hob er den Blick. Der Himmel war wieder zu. Sie sind nicht abgesprungen! stellte Leigh-Fermor bitter fest. Aber der Bomber kurvte noch immer in der Brühe herum. Dem dröhnenden Motorengeräusch nach

flog Hardley so tief, wie er es nach Lage der Dinge überhaupt verantworten konnte.

„Ihre Kameraden haben keine Chance abzuspringen, Sir“, sagte Mickey Akaumianos.

„Vielleicht reißt der Wind die Nebeldecke noch einmal auf“, widersprach Leigh-Fermor. Er wollte sich nicht damit abfinden, daß X-7799 bereits im ersten Stadium geplatzt war.

Sie warteten noch fünf Minuten, während der Wellington-Bomber unentwegt über der Lasithi-Hochebene seine Kreise zog. Doch dann entfernte sich das Motorengeräusch in südlicher Richtung.

„Zum Teufel, ich hatte es mir anders vorgestellt.“ Leigh-Fermor machte aus seiner Enttäuschung kein Hehl.

„Sie konnten nicht springen, Sir“, antwortete Mickey. „Es ist nicht mehr zu ändern. Im übrigen wird es Zeit, daß wir von hier verschwinden. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Motorlärm die Deutschen alarmiert hätte. Wenn sie Verdacht schöpfen, sind sie spätestens in einer Stunde hier.“

„Ja, ich verstehe. Wie geht es nun weiter?“

„Wir setzten uns in die Berge ab. Richtung Nordosten. In einer Hütte sind wir vorerst sicher, sie liegt gut versteckt. Sicherheitshalber lasse ich vier Mann hier, im Falle die Maschine kommt doch noch einmal zurück.“

„In Ordnung“, sagte Leigh-Fermor resigniert. „Gehen wir.“

In der darauffolgenden Nacht startete der Bomber mit Moss, Manoli und Georgi zum zweitenmal. Hardley mußte erneut aufgeben und Kurs auf Bardia nehmen. Ein dritter Versuch schlug ebenfalls fehl.

Nun griff Kairo ein. Es verschob das Unternehmen, bis sich die Wetterlage besserte. Am 18. Februar wurde der vierte Versuch unternommen, Moss und die Griechen mit dem Fallschirm über dem „Tal der 20.000 Windmühlen“ abzusetzen. Der Flug über das Meer ging noch glatt vonstatten. Aber als

der Bomber Kreta anflog, geriet er in eine Schlechtwetterfront und mußte unverrichteter Dinge den Rückflug antreten. Nach diesen Fehlschlägen entschloß sich Kairo, Moss und die Griechen mit einer Motorbarkasse an der Südküste von Kreta an Land zu setzen. Major Clarke informierte Mickey Akaumianos über Funk. Den genauen Termin vermochte die SOE-Außenstelle Ost freilich noch nicht anzugeben. Er hing von verschiedenen Umständen ab, und nicht zuletzt von den Ereignissen auf Kreta selbst.

Drei Wochen waren bereits vergangen. Leigh-Fermor, zur absoluten Untätigkeit verdammt, begann mit sich und der Welt uneins zu werden. Er fristete seine Tage bei Ziegenhirten und Partisanen und wurde in Abständen von Akaumianos auf dem Laufenden gehalten. Die Lage war unverändert. General Müller residierte nach wie vor in der Villa „Ariadne“ und führte mehrere Bandeneinsätze durch.

Ende März bezog Leigh-Fermor ein neues Versteck nördlich des Ida-Gebirges, ganz in der Nähe von Ano Archanes, wo General Müllers Hauptquartier lag. Es handelte sich um eine Höhle, etwa tausend Meter hoch über der Ebene, ein idealer Schlupfwinkel, denn von der Höhle aus konnte rings herum das Gelände gut eingesehen werden. Diese Höhle teilte Leigh-Fermor mit den Bourzalis-Guerillas, die neuerdings das Gebiet um Ano Archanes zu ihrer Operationsbasis gemacht hatten.

Wie Leigh-Fermor von Mickey Akaumianos erfahren hatte, sollten Bourzalis Partisanen bei der Entführungsaktion mithelfen. Diese Männer waren die wildesten Gesellen die der britische Major je zu Gesicht bekommen hatte. Er gewann allmählich den Eindruck, als hätten diese wilden Kerle nie etwas anderes getan, als mit irgend jemand auf dem Kriegsfuß zu leben.

Am Abend des 2. April waren alle Bourzalis-Partisanen in der Höhle, ausgenommen die Wachposten und Bourzalis selbst, der meist unterwegs war und das Kommando einem seiner Unterführer übergab.

Leigh-Fermor, eingelullt von dem Stimmengewirr und der rauchigen Luft, schreckte plötzlich auf, als jemand über seine Beine stolperte. Er blickte auf und erkannte Menexnidis Mauropulos, jenen Mann, der der beste Kundschafter der Bourzalis-Guerillas war. Menexnidis war seit zwei Tagen mit Bourzalis unterwegs, um die Lage in Knossos und Ano Archanes auszukundschaften. General Müller hatte einen Kopfpreis von 20.000 Drachmen auf ihn aussetzen lassen. Die Geheime Feldpolizei war hinter ihm her, hatte ihn sogar schon einmal geschnappt. Zweifellos hätte man ihn gehenkt. Aber Bourzalis stürmte mit seinen Guerillas das Stadtgefängnis von Archanes und holte Menexnidis heraus. Seitdem hing dieser mit hündischer Ergebenheit an dem Guerilla-Chef.

„Ein Hundeleben, wie?“ fragte Menexnidis den britischen Major.

„Es ist auszuhalten“, antwortete Leigh-Fermor leichthin. „Es gibt schlimmere Dinge, Menexnidis.“

„Da haben Sie recht“, brummte der Partisan. Er ließ sich auf die Hacken hinab und flüsterte Leigh-Fermor zu: „Übrigens, Sir, wenn mich nicht alles täuscht, bringt Mickey wichtige Nachrichten aus Kairo. Darauf warten Sie doch, nicht wahr?“

„Vielleicht“, antwortete Leigh-Fermor ausweichend.

„Bourzalis, der Chef, wird mit ihm kommen“, fuhr der Partisan fort.

Leigh-Fermor hatte mit einem Male kein Sitzfleisch mehr. Er hielt es in der nach Schweiß, Hammelfleisch und Rauch stinkenden Höhle nicht mehr aus. Ungeduld und Neugierde trieben ihn ins Freie.

Es goß in Strömen. Die beiden Posten vor der Höhle hatten sich in den Windschatten zurückgezogen und warfen Leigh-Fermor verwunderte Blicke zu.

Der Regen wurde vom Wind gepeitscht und klatschte lärmend gegen die Felswände. Wenn diese Witterung weiter so anhielt, war es nicht ausgeschlossen, daß auf den Regen noch Schnee folgte. Leigh-Fermor schob die Hände in die Manteltaschen und stemmte sich gegen den Wind. Er ging ein Stück den Pfad hinunter, bis er zu der Mure gelangte, die sich wie ein breites, schützendes Felsenband vor die Höhle legte.

Zwei Gestalten, in dem herniederprasselnden Regen kaum zu erkennen, kamen auf Leigh-Fermor zu: Mickey Akaumianos und Bourzalis. Der Major erkannte sie trotz der Entfernung sofort. Mickey, großgewachsen, mit langen, kräftigen Beinen und Bourzalis von mehr kleiner und gedrungener Gestalt.

Als erster erreichte Bourzalis die Stelle, wo Leigh-Fermor stand. Der Partisanen-Chef triefte vor Nässe. Mit grimmigem Gesicht murmelte er einen unverständlichen Gruß und ging rasch an dem Major vorüber.

Keine Spur von schlechter Laune zeigte zur Verwunderung Leigh-Fermors dagegen Mickey Akaumianos.

„Nachricht aus Kairo, Mickey?“

„Unter anderem, Sir. Heute nacht kam ein Funkspruch. So weit nicht noch gegenteilige Befehle eintreffen, werden Moss und die beiden Agenten übermorgen gegen zwanzig Uhr an der Südküste an Land gesetzt. Unweit von Kastamonitsa, Sir.“

Leigh-Fermor stieß einen erleichterten Seufzer aus. „Wie weit ist es dorthin?“

„Zwei Tagesmärsche. Wenn man gut zu Fuß ist“, antwortete Akaumianos.

„Oh, verdammt“, stieß Leigh-Fermor überrascht hervor.

„Eben“, sagte Mickey. „Jetzt verstehen Sie wohl, warum ich sofort hergekommen bin. Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Leigh-Fermor sah den Griechen mißtrauisch an.

„Ist was schiefgegangen?“

„Es geht immer irgend etwas schief, Sir“, sagte Mickey, „in Ano Archanes hält sich hartnäckig das Gerücht, Sir, daß General Müller in wenigen Tagen Kreta verläßt.“

Leigh-Fermor riß die Augen auf und starre den Griechen eine Weile wortlos an.

„Woher haben Sie diese Meldung?“

„Direkt aus dem deutschen Hauptquartier, Sir. Aus erster Quelle also.“

„Haben Sie Kairo schon verständigt?“ fragte der Major.

„Nein. Ich wollte Ihrer Entscheidung nicht vorgreifen“, antwortete Akaumianos

„Verdammmt, verdammt“, fluchte der Major und stieß die geballten Fäuste gegeneinander. „Was machen wir jetzt?“

„Der Sache auf den Grund gehen“, entschied Mickey mit bewunderungswürdiger Ruhe.

„Also los, erzählen Sie schon.“

Mickey zog den Major mit sich fort. „Ich lernte zufällig einen neuen Mann des Begleitkommandos kennen,“ fuhr er in seinem Bericht fort. „Es handelt sich um einen Burschen, der Hilfskoch beim General ist. Er wird mir das sagen, was ich wissen will.“

„Sie wollen diesen Deutschen ausquetschen?“ fragte Leigh-Fermor wenig zuversichtlich.

„Ich werde es zumindest versuchen“, sagte Mickey Akaumianos. „In Ano Archanes gibt es eine Kneipe, die vorwiegend von deutschen Landsern besucht wird. So gegen sechs Uhr abends ist die Bude voll. Den Wirt kenne ich. Er gehört zu uns. Außerdem besitzt er einen selbstgebratenen Schnaps, der einem schnell die Zunge löst.“

Leigh-Fermor ließ sich Mickeys Plan rasch durch den Kopf gehen.

„Ich würde gern mit dabei sein“, sagte er dann aus einem jähnen Entschluß heraus. „Aber das wird wohl kaum möglich sein, nicht wahr? Die Zeit ist zu knapp. Wenn Sie sagen, bis zur Küste ist es ein Zweitagesmarsch ...“

„Es gibt auch einen kürzeren Weg“, unterbrach ihn Akaumianos lächelnd. „Den werde ich mit Ihnen nehmen. Er ist zwar ein bißchen anstrengend, aber Sie haben ja genügend Kräfte gesammelt, um durchzuhalten. Nur müssen wir spätestens in einer Stunde wieder absteigen.“

„Und was geschieht mit den Bourzalis-Partisanen?“

„Ich habe das schon geregelt“, antwortete Mickey. „Bourzalis wird mit seinen Männern morgen früh aufbrechen. Sie nehmen eine unauffällige Route und sind zur rechten Zeit an der Landestelle. In dieser Hinsicht ist auf Bourzalis absoluter Verlaß, Sir.“

Der Major sah an sich hinab. Er trug seine Militärkleidung. „Mit diesen Klamotten kann ich mich wohl schwerlich in Ano Archanes blicken lassen.“

„Bourzalis hat immer Ersatzkleider dabei“, beruhigte Mickey Akaumianos den Major. „Kein Problem. Wir werden schon etwas Passendes für Sie finden. Und damit nichts schiefgeht. Er zog ein Zellophanetui hervor und gab es Leigh-Fermor.

„Was ist das?“

„Ein Ausweis, Sir. Nicht echt, aber eine ausgezeichnete Fälschung. Dieser Ausweis legitimiert Sie als Weinhändler aus Yerakari, einer Ortschaft in der Nähe von Archanes.“

Akaumianos deutete auf die Höhle.

„Es wird Zeit, daß wir trockene Kleider auf den Leib und einen Schluck heißen Tee in den Bauch bekommen. Wir haben noch ein hartes Stück Arbeit vor uns.“

Leigh-Fermor nickte nur.

Es war gegen ein Uhr mittags, als Leigh-Fermor und Mickey nach Ano Archanes aufbrachen.

Überraschend hatte es zu regnen aufgehört. Wind war aufgekommen. Er trieb die Wolkenbänke meerwärts. Vereinzelt kam sogar ein Stück blauer Himmel heraus.

„Wir werden wenigstens trockenen Fußes nach Archanes kommen“, äußerte sich Akaumianos befriedigt. Er war wieder putzmunter, obwohl er sich nur eine Stunde hingelegt hatte.

„Dagegen ist kaum etwas einzuwenden“, meinte Leigh-Fermor.

Er hatte die Uniform abgelegt und sich in einen griechischen Bergbauern verwandelt. Die Maskerade war so trefflich gelungen, daß Leigh-Fermor nicht wiederzuerkennen war.

Um Zeit zu sparen, benutzte Akaumianos Pfade, die nicht selten an Abgründen vorbeiführten und von Leigh-Fermor größte Konzentration erforderten. Die Landschaft wirkte wie ausgestorben.

Ano Archanes bot das Bild einer typischen Etappenstadt. Deutsche Uniformen, wohin man blickte. An den Häusern entlang parkende PKW, LKW. Alle paar Meter eine Wehrmachtsdienststelle, kenntlich gemacht durch ein entsprechendes Hinweisschild oder durch einen Ständer. Und zwischen den feldgrauen Uniformen das leuchtende Bunt der griechischen Gewänder.

Unweit des Stadtplatzes hielt Mickey Akaumianos Leigh-Fermor am Arm zurück.

„Sehen Sie das Gasthaus dort drüben, Sir?“

„Ist das etwa der Schuppen, wo Sie Ihren Mann zu treffen hoffen?“

Mickey nickte. „Er ist es. Sein Besitzer heißt Stavros Bunprakis.“

Sie wollten gerade die Straße überqueren, als Akaumianos dem Major einen Knuff in den Rücken gab und ihm zuflüsterte: „Schnell in den Torbogen dort!“

Er zerrte Leigh-Fermor von der Straße weg und blieb mit ihm im schützenden Dunkel einer alten Hofeinfahrt stehen.

„Was ist jetzt wieder los?“ fragte Leigh-Fermor.

„Feldgendarmerie!“

Jetzt sah auch Leigh-Fermor die Streife. Sie kam um eine Straßenecke gebogen. Es waren vier Mann und ein Offizier.

Als die Streife verschwunden war, traten Mickey und Leigh-Fermor aus ihrem Versteck hervor und überquerten rasch die Straße. Sie betraten den „Minos-Stier“ durch den rückwärtigen Eingang.

Es wehte ihnen eine Woge von Gestank entgegen: Küchenrauch, angebranntes Hammelfleisch, Zwiebeln und Knoblauch.

Über Berge von leeren und vollen Kisten kletternd, kamen der Grieche und Leigh-Fermor in einen Korridor und schließlich bis zur Küchentür, die offen stand. Die Personen darin waren im Rauch nur schwer zu erkennen.

„Die fette Frau am Fenster ist Frau Bunpurakis“, sagte Mickey, „und der Mann am Ofen ist Stavros Bunpurakis.“

Bunpurakis war schmächtig, blaß, hatte eine Glatze.

An die siebzig Landser saßen in Stavros' Gaststube. Man trank Wein, aß Ziegenkäse oder ließ sich ein Hammelkotelett bringen. Nicht weit entfernt von der Küche stand ein großer, rechteckiger Tisch. Die Landser an diesem Tisch waren in besonders ausgelassener Stimmung. Mickey sagte, an diesem Tisch sitze auch sein neuer Freund.

„Welcher ist es?“ fragte Leigh-Fermor gespannt.

„Der dritte von rechts.“

„Der kleine Dicke etwa?“

„Ja. Der ist es. Er hat schon ziemlich getrunken, wie Sie sehen.“

„Allright“, brummte Leigh-Fermor. „Und wie geht's weiter?“

„Sie bleiben hier, und ich gehe 'rein“, sagte der Grieche, ohne die Landser und vor allem den Eingang zum Lokal aus dem Auge zu lassen. „Behalten Sie mich immer im Blick. Wenn ich mich mit der linken Hand am Hinterkopf kratze, ist dicke Luft. Dann nichts wie weg hier.

„Sehr gut. Und wohin?“

„In den Ziegenstall im Hinterhof. Liegt linker Hand neben einem Abfallhaufen. Dort sind Sie sicher.“

Leigh-Fermor sah Mickey mit hochgezogenen Brauen an, sagte aber nichts mehr.

Mickeys Eintreten in die Gaststube wurde zuerst gar nicht bemerkt. Dann aber war es ausgerechnet Mickeys neuer Bekannter, der diesen mit lautem Geschrei begrüßte.

Was der kleine Dicke mit dem pfiffigen Gesicht im einzelnen sagte, konnte Leigh-Fermor im allgemeinen Geschrei nicht hören. Die Landser rückten zusammen, damit Mickey noch am Tisch Platz fand.

Die Zeit verging. Leigh-Fermor war erleichtert, als Mickey Akaumianos wieder neben ihm stand.

„Kommen Sie, die Komödie ist vorüber“, forderte er den Major auf.

Im Schatten einiger Olivenbäume setzten sie sich auf den Boden.

„Wie ging's?“

„Alles in Ordnung, Sir. General Müller verläßt morgen früh die Insel. Angeblich soll er ein größeres Kommando erhalten.“

„Ist das ganz sicher?“

„Ja. Der kleine Dicke hat mitgeholfen, des Generals Koffer zu packen. Er hat auch mitgehört, als ein Wagen für den General angefordert wurde.“

Obgleich Leigh-Fermor eigentlich nie daran gezweifelt hatte, daß an dem Gerücht etwas Wahres sein könnte, überraschte es ihn jetzt doch.

„Verdammst noch mal“, stieß er wütend hervor und knallte die Faust auf den Boden.

„Genau das dachte ich mir auch“, sagte Mickey. „Aber es gibt Dinge, die nicht mehr zu ändern sind. Dieser General Müller entwischt uns also. Frage an Sie: Was gedenken Sie jetzt zu tun?“

„Zuerst einmal Moss und die beiden Agenten abholen. Dann werden wir weiter sehen.“

„Sehr vernünftig.“

Leigh-Fermor suchte Mickeys Blick. „Konnten Sie auch erfahren, wer Müllers Nachfolger ist?“

„Ja. Ein gewisser General Kreipe. Ritterkreuzträger. Man sagt, Kreipe käme von der Rußlandfront.“

„Und wann?“

„In den nächsten Tagen.“ Mickey schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Zum Glück bleibt das Stabspersonal. Der General geht allein.“

„Möglicherweise hat sich alles bereits erledigt“, warf Leigh-Fermor ein und schabte sich das Kinn. „Es könnte doch sein, daß man in Kairo zwar an General Müller, nicht aber an diesem Kreipe Interesse hat.“

Akaumianos schüttelte den Kopf. „Irrtum, Sir. Das Interesse Kairos gilt auch General Kreipe.“ Leigh-Fermor sah ihn verblüfft an. „Woher wissen Sie das?“

„Lesen Sie das, Sir.“ Mickey zog einen Zettel aus seiner Hosentasche. Leigh-Fermor las: „6-7-9-11.“ Irritiert blickte er den Griechen an.

„Was bedeuten die Zahlen?“

Akaumianos zündete ein Streichholz an und hielt die Flamme unter das Papier. Es fing Feuer und verbrannte.

„Eine Zahlenkombination, Sir, die übersetzt nichts anderes bedeutet als: Unternehmen weiter durchführen.“

„Woher haben Sie die Nachricht, Mickey?“ fragte der Major ziemlich verwirrt.

„In Stavros' Gasthaus gibt es eine Stelle, wo meine V-Leute Nachrichten hinterlassen. Mein Gewährsmann aus Anoya war vor uns da. Er hat die Nachricht gebracht. Ich war ja einige Zeit nicht für Kairo zu erreichen.“

„Dann wissen sie in Kairo also schon, daß General Müller Kreta verläßt“, kombinierte der britische SOE-Major. Mickey grinste. „Es wäre eine miese Organisation, wenn sie es nicht schon wüßten. Die Ablösung General Müllers hat unsere Lage verändert“, fuhr Mickey Akaumianos fort und sprang vom Boden auf. „Ich denke, es wird vernünftiger sein, ich gehe nach Knossos zurück und dann mal nach Heraklion.“

„Heißt das, daß Sie mich allein losziehen lassen?“ fragte Leigh-Fermor ärgerlich.

„Ich werde Sie ein Stück Weges begleiten, Sir. Ich habe vorsichtshalber schon dafür gesorgt, daß Sie heil an der Südküste ankommen.“

„Wie freundlich“, erwiderte Leigh-Fermor gallig. Er fragte aber den Griechen nicht, was er unternommen hatte. Er kam sich im Moment sowieso ziemlich überflüssig vor. Die Fäden hatte dieser Akaumianos in der Hand. Er ließ die Puppen tanzen.

Als sie die Straße betrat, kam aus der Ortskommandantur die nur wenige Häuser weit entfernt lag, die Wehrmachtsstreife von vorhin zurück. Der Oberleutnant mit der Nickelbrille und die ihn begleitenden Unteroffiziere gingen zielstrebig und rasch auf den „Minos-Stier“ zu.

Mickey und Leigh-Fermor, die stehengeblieben waren, sahen den Feldgendarmen nach. Als sie im Wirtshaus verschwunden waren, machten sich die beiden Männer aus dem Staub. Zwei harmlos aussehende Bergbauern, die es eilig hatten, die Stadt zu verlassen.

An der Straßensperre gab es keine Schwierigkeiten. Die Posten nahmen es nicht sehr genau. Leigh-Fermor wunderte sich, wie oberflächlich, ja, fast desinteressiert die Feldgendarmen die Ausweise kontrollieren.

„Rauszukommen ist nie schwierig“, klärte Mickey den Major auf, „Genau nehmen sie es nur, wenn man nach Archanes hinein will.“

„Ich verstehe“, sagte Leigh-Fermor. „Und wie geht's nun weiter?“

„Dort hinüber in die Berge.“ Mickey streckte den Arm aus und wies in Richtung des Ida-Gebirges. „Wir ... das heißt Sie nehmen eine Abkürzung. Ganz unbeschwerlich ist der Weg freilich nicht, aber dafür holen Sie viel Zeit auf.“

„Querbeet also“, stellte Leigh-Fermor mit grimmigem Ton fest.

„Ich würde Ihnen gern die mühselige Kletterei ersparen“, sagte Mickey, ohne den Major anzusehen. „Aber zur Südküste führen nur wenige Paßwege. Und die sind von den Deutschen besetzt.“

„Ich weiß Bescheid. Ich habe mir die Karte schon genau angesehen“, antwortete Leigh-Fermor. „Wie sieht es überhaupt mit der Verteidigung der Südküste aus? Ich kann mir schlecht vorstellen, daß diese von den Deutschen überhaupt bewacht werden kann.“

„Das wird sie auch nicht“, antwortete Akaumianos. „Die einzige Sicherung besteht aus Doppelposten, die miteinander durch Telefon verbunden sind. Mehr Truppen an der Südküste zu stationieren wäre ja auch pure Verschwendug. Eine Lan-

dung kommt dort ohnedies nicht in Frage. Steilküste und dahinter die Berge. Die Verteidigung der Deutschen konzentriert sich fast ausschließlich auf die Nordküste, weil es hier Straßen und flachen Strand gibt.“

„Was werden Sie in der Zwischenzeit tun?“ fragte Leigh-Fermor.

„Was wohl, zum Teufel“, fluchte Akaumianos. „Es wird mir nichts anderes übrigbleiben, als wieder von vorne zu beginnen. Oder glauben Sie, daß der neue General dieselben Lebensgewohnheiten hat wie Müller? Na, also. Der ganze Zauber geht von vorne los. Da ich nicht immer die gleichen Leute aushorchen kann, bleibt mir nichts anders übrig, als neue Kontakte zu knüpfen.“

„Bourzalis. Ich meine, verfehlt er auch nicht ...“

„Keine Sorge“, unterbrach ihn Mickey. „Der Treffpunkt ist genau ausgemacht. Es kann nach menschlichem Ermessen vorerst nichts schiefgehen. Und was die Gegend betrifft, wo wir uns mit dem Bourzalis-Leuten treffen, ist sie absolut sicher vor den Deutschen. Die kommen nicht dahin. Sie können also ganz beruhigt sein, Sir.“

Mickey und Leigh-Fermor waren vom Pfad abgebogen und befanden sich jetzt in einer karstigen, wilden Gegend. An einer merkwürdigen Stein-Pyramide blieb der Grieche stehen und drehte sich zu Leigh-Fermor um.

„Ich werde Sie jetzt verlassen, Sir“, wandte er sich an den Major. „Wenn Sie in gerader Richtung noch zehn Minuten weitergehen, stoßen Sie auf vier meiner Leute. Fragen Sie nach Euangelos Kyriakopoulos. Er wird Ihr Führer sein.“

„Vier Mann, Mickey? Ist das nicht ein bißchen wenig ...?“

„Nein, Sir“, antwortete der Grieche. „Die Anlandung wird ohne Komplikationen vor sich gehen. An der Südküste existiert keine Straße, und die deutschen Posten stehen meilenweit voneinander entfernt. Selbst wenn einer von ihnen das Landeboot

entdecken würde, bis er Verstärkung heranholt, sind Sie und Ihre Kameraden über alle Berge. Ihr Kennwort ist übrigens „Daidalos“.“

Sie verabschiedeten sich mit einem kurzen Händedruck. Dann bog der Griechen in nördlicher Richtung ab, während Leigh-Fermor in gerader Richtung den Pfad weiterging.

Nach zehn Minuten ziemlich steilen und kräfteraubenden Aufstiegs erreichte Leigh-Fermor eine Art Hochplateau. Im Gelände verstreut lagen Hunderte kleiner und großer Felsbrocken herum. Es sah aus, als wäre ein Meteoritenregen auf dieses Stück Erde herabgefallen. Eine grandiose Landschaft. Urwelthaft und dämonisch.

Ein scharfer Zuruf riß ihn aus seinen Gedanken.

„Parole!“

„Daidalos!“ beeilte sich Leigh-Fermor zurückzurufen.

Zwischen den Felsbrocken hervor trat ein Mann. Er war wie ein Pirat gekleidet und mochte Mitte der Zwanzig sein. Bärtiges, hageres Gesicht, das von stahlblauen Augen beherrscht wurde. In der Hand hielt er ein britisches Schnellfeuergewehr, dessen Lauf auf Leigh-Fermor gerichtet war.

„Major Leigh-Fermor?“ fragte der Unbekannte mit rauher Stimme.

„Ja. Sind Sie Euangelos?“

Der Mann nickte zustimmend. Der Lauf des Schnellfeuergewehres senkte sich. Um den bärtigen Mund huschte die Andeutung eines Lächelns.

„Ich bin Euangelos, Sir. Willkommen!“

Euangelos ging auf Leigh-Fermor zu und streckte diesem die Hand entgegen.

„Sie haben es schneller geschafft, als wir erwarteten.“ Der Griechen stieß einen scharfen Pfiff aus, worauf noch weitere drei Männer aus ihrer Deckung hervorkamen. Euangelos stellte sie dem Major vor. Es waren prächtige Gestalten mit ruhigen,

sparsamen Gesten. Leigh-Fermor gewann sofort den Eindruck, daß auf diese Männer Verlaß war.

„Wenn Sie nicht zu müde sind, Major“, sagte Euangelos, „würde ich vorschlagen, gleich weiterzugehen.“

„Ja. Es wird das Beste sein“, antwortete Leigh-Fermor.

4. April 1944.

Das Schnellboot befand sich noch außerhalb der Dreimeilenzone und war von Land aus noch nicht auszumachen. Andererseits konnte auch die Küste von der Schnellbootsbesatzung nicht klar erkannt werden.

Moss steckte sich eine neue Zigarette an und schirmte die Glut mit der Hand ab. Dann sah er zu den beiden Griechen hinüber, die steuerbords an der Reling standen und seelenruhig Gummi kauten. Diese Burschen schienen Nerven wie Drahtseile zu besitzen. Ihren Gesichtern war nicht die geringste Nervosität anzumerken.

Von Land her trieben nun Nebelfetzen auf das Boot zu. Das war günstig für das Landeunternehmen.

Und dann wurde es fast schlagartig dunkel.

„Na also“, sagte der Kommandant, „jetzt kann's losgehen.“ Er befahl, das Geschütz und die Maschinengewehre schußklar zu machen. Georgi Tyrakis und Manoli Paterakis, die beiden griechischen SOE-Agenten, kamen steifbeinig über das schlitternde Deck. Sie trugen Rucksäcke, in denen ihre Ausrüstung steckte. Wortlos stellten sie sich neben den Major, der mit dem Glas die Küste beobachtete.

„Nichts zu erkennen als eine graue Nebelbrühe“, sagte Moss und setzte das Fernglas ab.

Manoli spuckte den Kaugummi über Bord. „Bei so ‘nem Wetter, Major, ist auf die Augen mehr Verlaß als auf ein Fernglas. Stecken Sie das Ding ruhig weg, Sir, wir brauchen es nicht mehr.“

Im Ruderhaus gab ein Bootsmaat die Entfernung zur Küste durch. „Eine Seemeile, Sir“, meldete er dem Kommandanten. Der sah auf die Uhr. Dreiviertel acht. Die Zeit stimmte. Eine frische Brise zog den Nebel wieder weg. Auf einmal lag die Steilküste von Kreta wieder klar vor ihnen.

„Ich will versuchen, bis dreihundert Meter an die Küste heranzufahren“, sagte der Kommandant zu Major Moss.

Das Boot lief nun wieder mit gedrosselten Motoren.

Es herrschte eine atemlose Spannung. Sie konnten im Moment nichts anderes tun als warten, bis aus der Bucht das Erkennungssignal kam.

In der Bucht wurde jetzt das Erkennungssignal gegeben.

„Das sind sie“, sagte Moss mit heiserer Stimme und starre wie elektrisiert zur Bucht hinüber.

Der Schnellboot-Kommandant nickte. „Ja, Sir, wie Sie sehen, geht alles glatt über die Bühne.“

Das Erkennungssignal wurde mit einer starken Taschenlampe gegeben. Der Mann, der sie bediente, beschrieb mit ihr vor seinem Körper einen großen Kreis. Dann knipste er die Lampe aus, wartete einige Sekunden, dann begann er zum zweiten Mal die Lampe im Kreis zu bewegen.

Unbemerkt von Moss hatten die britischen Mariner inzwischen das Schlauchboot ins Wasser gelassen. Zwei Mann saßen schon darin, als der Kommandant zu Moss sagte: „Nun, Sir, es ist soweit. Viel Glück und eine gesunde Rückkehr.“

„Ja, Ihnen und der Besatzung auch viel Glück und gesunde Rückkehr“, erwiderte Moss und drückte dem Kommandanten die Hand.

Wenige Minuten später bewegte sich das Boot auf die Bucht zu. Einer der britischen Matrosen kniete vorn im Bug des Bootes hinter einem schußklaren Maschinengewehr. Moss hatte eine Nebelkerze in der Hand. Er würde sie zünden und ins Wasser werfen, wenn sich herausstellen sollte, daß in der Bucht nicht Major Leigh-Fermor, sondern deutsche Soldaten zum Empfang bereitstanden.

Als das Kleinboot bis auf zehn Meter an die Küste herangekommen war, konnte Moss eine Gestalt erkennen, die rasch über die Klippen kletterte.

„Hallo, Stanley!“ erscholl eine gedämpfte Stimme.

„Hallo, Patrick, wir sind's!“ antwortete Moss. Er hatte Leigh-Fermor sofort an der Stimme wiedererkannt.

Sekunden später stieß das Gummifloß mit leisem Knirschen an das Ufer. Nach mehr als zwei Monaten war das SOE-Kommando nun komplett.

Aus Gründen der Vorsicht hielten sich Leigh-Fermor, Moss und das Begleitkommando nicht länger an der Küste auf, sondern traten sofort den Marsch ins Landinnere an. Euangelos und seine Gruppe übernahmen die Spitze. Die Griechen kannten hier jeden Weg und Steg, so daß man gegen Morgen eine wettergeschützte Plattform im Ida-Gebirge erreichte, ohne auf deutsche Patrouillen gestoßen zu sein. Ein kurzes Mahl, und dann rollten sich die Kommandoleute in ihre Decken und schliefen augenblicklich ein. Die Wache übernahmen Euangelos und seine Männer. Sie waren solche Strapazen gewöhnt, auf ein paar Stunden weniger Schlaf kam es bei ihnen nicht an.

Erst als die Dunkelheit einbrach, wurde der Marsch fortgesetzt.

Das nächste Ziel war die Ortschaft Skonia, ein abgelegenes Gebirgsdorf, das einen Tagesmarsch von dem Endziel Kastamonitsa entfernt lag.

Als der Morgen graute, erreichte das Kommando die Ortschaft. Sie lag in 1300 Meter Höhe in einer kleinen Talmulde. Kein Mensch war zu sehen. Nur ein Hund bellte.

Da Euangelos es für vernünftiger hielt, wenn er allein den Quartierwirt Georgos Papadamakis aufsuchte, warteten die Männer des Kommandos in einem nahe der Dorfstraße gelegenen Olivenhain.

„So ganz scheint unser Freund der Sache doch nicht zu trauen“, wandte sich Moss an Leigh-Fermor. Und fügte hinzu: „Ich bewundere wirklich deine Vertrauensseligkeit, Patrick. Wenn etwas faul im Busch ist, sind wir in diesem Nest verraten und verkauft.“

„Wir haben keine andere Wahl, als ihnen Vertrauen entgegenzubringen“, antwortete Leigh-Fermor.

„Kennst du diesen Euangelos näher?“ fragte Moss.

„Es muß uns genügen, wenn Mickey ihn als Führer ausgewählt hat“, sagte Leigh-Fermor mit Nachdruck in der Stimme. „Stanley, ich denke, du wirst gut daran tun, deinen Argwohn zu überwinden. So kommen wir nicht weiter. Bis jetzt haben wir keinen Grund, mißtrauisch zu sein. Und wenn irgendwie Verrat im Spiel wäre, hätten sie uns längst auffliegen lassen.“

Euangelos blieb nur wenige Minuten fort. Als er zurückkam, strahlte er über das ganze Gesicht. „Sir, es ist alles in Ordnung“, berichtete er Leigh-Fermor. „Die Familie Papadamakis erwartet uns schon.“

„Nachrichten von Mickey?“ fragte Leigh-Fermor, dem mehr an der Sicherheit seiner Leute als an der Erwartung der Familie Papadamakis gelegen war. Euangelos nickte. „Ja. Mickey hat hinterlassen, daß der Weg nach Kastamonitsa frei ist. Es befinden sich keine deutschen Truppen in dieser Gegend.“

„Na, dann rein in die gute Stube“, entschied Leigh-Fermor. „Hoffentlich gibt es was Vernünftiges zu futtern. Ich fühle mich, weiß Gott, wie ein ausgehungerter Wolf.“

Die griechische Partisanenfamilie bereitete dem Kommando einen Empfang, der Leigh-Fermor und Moss die Sprache verschlug. Im Wohnraum war der Tisch gedeckt. Ein Tisch, breit und lang, auf dem alle Herrlichkeiten lagen, die Kreta zu bieten hatte.

Erst um zehn Uhr nachts trat das Kommando den Weitermarsch an. Eher aufzubrechen hatte keinen Sinn, man wäre zu früh in Kastamonitsa angekommen. Das behauptete jedenfalls Euangelos. Auch Papadamakis vertrat die Ansicht, daß man die Strecke mühelos in sieben Stunden bewältigen könne. Er habe den Weg, so versicherte er, schon einmal in knapp fünf Stunden zurückgelegt, obwohl er fast doppelt so alt war wie die Männer des Kommandos.

Es zeigte sich denn auch, daß Euangelos und Papadamakis nicht übertrieben hatten. Das Kommando erreichte noch vor Tagesanbruch, nach einem nicht sehr schweren Marsch, sein Ziel, die Ortschaft Kastamonitsa. Euangelos hatte unterwegs Leigh-Fermor versichert, das Dorf sei nicht von deutschen Truppen besetzt. Es liege zu abseits und besitze für die Deutschen keinerlei taktische Bedeutung. Leigh-Fermor war das nur recht.

„Gibt es in der Nähe ein brauchbares Versteck?“ fragte Leigh-Fermor.

„Nein, Sir“, antwortete Euangelos ruhig. „Sie sehen ja selbst, die Südhänge der Berge sind kahl. Sobald es hell ist, kann man von der Ortschaft aus mit bloßem Auge jeden Fleck in der Gegend erkennen. Außerdem schaffen wir es bis zum Tagesanbruch nicht mehr, tiefer in die Berge zu gehen.“

Er hatte recht. Spätestens in zwanzig Minuten wurde es hell. Leigh-Fermor und Moss mußten sich rasch entscheiden.

„Es gibt keine andere Möglichkeit, Stanley. Wir müssen das Risiko auf uns nehmen“, sagte Leigh-Fermor. Die Entscheidung, Quartier in der Ortschaft zu nehmen, fiel ihm schwer genug, andererseits sagte er sich, daß ein vorbereitetes Quartier immer noch besser war, als planlos in der Gegend herumzuirren.

„Verlieren wir keine Zeit“, wandte sich Leigh-Fermor an Euangelos und den Lotsen.

Letzterer hatte in einem Rucksack mehrere Zivilkleider mitgebracht, die für Moss, Georgi und Manoli bestimmt waren, da diese ja noch ihre Militärkluft trugen.

Nachdem die drei die Zivilkleider übergestreift hatten, führte der Lotse das Kommando auf Schleichwegen in das Dorf. Alles schien noch in tiefem Schlaf zu liegen. Umsonst hielt Moss Ausschau nach deutschen Straßenposten.

Das Haus, das Mickey als Unterkunft für das Kommando ausgesucht hatte, lag am Ortsrand inmitten von Weinbergen. Leigh-Fermor sah mit einem Blick, daß Mickey eine gute Wahl getroffen hatte. Man würde vom Haus aus auf weite Entfernung jeden Menschen sehen können, der sich dem Hof näherte.

Die günstige Lage ihres Quartiers befreite sie wenigstens von der Sorge, überraschend von einer deutschen Militärstreife aufgestöbert zu werden.

Wie gestern in Skonia, wurde das Kommando auch hier schon von ihren Quartierleuten erwartet. Wieder war der Tisch gedeckt, wieder wurden Leigh-Fermor, Moss und die übrigen Mitglieder des Kommandos herzlich begrüßt. Nur die Fenstergläden waren aus Sicherheitsgründen geschlossen und die fünf erwachsenen Söhne des Hauses hatten rings um das Haus Posten bezogen. Wie der Quartierwirt seinen Gästen zudem versicherte, bestehe kein Anlaß zur Sorge. Die griechische Polizeistation, die das volle Vertrauen der Deutschen genieße, stehe in Wirklichkeit ganz auf der Seite der Partisanenbewegung. Sollte

wirklich überraschend eine Razzia stattfinden – was jedoch kaum anzunehmen war – würden die Polizisten das Kommando rechtzeitig verständigen.

Es kam zu keinem Zwischenfall. Es tauchten weder deutsche Soldaten in der Nähe des Hauses auf, noch wurde das SOE-Kommando von neugierigen Einheimischen belästigt. In Kastamonitsa wehte eine andere Luft als in Skonia.

Als Leigh-Fermor gegen sieben Uhr abends aufwachte und in die Stube seines Gastgebers trat, verließ eben ein ihm unbekannter Mann das Haus. Wie Leigh-Fermor durch eine Ritze im Fensterladen sehen konnte, hatte es der Unbekannte sehr eilig und verschwand in der Dunkelheit.

„Wer war das?“ fragte Leigh-Fermor Euangelos, der lang hingestreckt auf der Ofenbank lag und rauchte.

„Ein Bote Mickeys“, antwortete Euangelos und richtete sich auf. „Mickey wird morgen vormittag hierherkommen.“

„Das ist ein weiter Weg. Wie will Mickey das in der kurzen Zeit schaffen“, sagte Leigh-Fermor verwundert. Er hatte in Gedanken die Entfernung Heraklion-Kastamonitsa überrechnet.

„Euangelos, das sind ja mehr als hundert Kilometer.“

Der Grieche grinste breit.

„Es sind sogar genau einhundertfünfzehn Kilometer, Sir. Aber Mickey benützt den linienmäßigen Omnibus. Bequemer und schneller geht es nicht.“

„Ich komme mir allmählich vor wie Robinson, der ständig neue Überraschungen erlebt“, sagte Leigh-Fermor kopfschüttelnd. „Kretas Agenten-As reist mit einem planmäßigen Omnibus zum Ort der Verschwörung. Ich lache mich tot.“

„Die Bourzalis-Guerillas sind auch da“, meldete Euangelos dem Major mit unbewegtem Gesicht.

„Wo? Doch nicht etwa hier in der Nähe des Hauses?“

Euangelos winkte ab. „Natürlich nicht. Bourzalis hat mit seinen Guerillas das Höhlenversteck nördlich von Kastamonitsa bezogen.“

„Höhlenversteck? Davon weiß ich nichts“, sagte Leigh-Fermor verblüfft.

„Eine Anordnung Mickeys“, sagte Euangelos leichthin. „Und ich denke, daß sie weise ist. Die Bourzalis-Partisanen würden in der Ortschaft nur unnötiges Aufsehen erregen.“

„O ja, gewiß“, murmelte Leigh-Fermor. Er kam sich in diesem Moment ziemlich deplaziert und überflüssig vor. Mickey machte alles. Dieser Satanskerl!

„Wann kommt morgen vormittags der Omnibus an?“ fragte Leigh-Fermor den griechischen Scout.

Euangelos grinste verschmitzt. „Das ist schwer zu sagen, Sir. Sie dürfen hier keine europäischen Maßstäbe anlegen. Aber wenn die Fahrt ohne Motorpanne verläuft, wird der Omnibus gegen zehn Uhr hier sein.“

„Das möchte ich mir ansehen“, sagte Leigh-Fermor nach kurzer Zeit des Nachdenkens.

„Was möchten Sie sich ansehen, Major?“ Euangelos war mit einem Ruck aufgesprungen und starre Leigh-Fermor verblüfft an.

„Ich will mit eigenen Augen sehen, wie Mickey aus dem Omnibus steigt“, sagte Leigh-Fermor. „Und Sie werden mich zur Haltestelle bringen, Euangelos. Ist das klar?“

Bevor der Grieche antworten konnte, sagte Moss, der plötzlich unter der Tür zum Nebenraum stand: „Bist du wahnsinnig geworden, Patrick? Das kannst du nicht machen. Du bist ein fremdes Gesicht im Dorf. Niemand kennt dich. Du wirst auffallen.“

„Ich werde, wenn du es so meinst, Stanley, überall auffallen. In Heraklion, in Knossos, und weiß der Teufel wo noch überall“, antwortete Leigh-Fermor lächelnd.

„Was heißt das?“

„Das heißt nichts anderes, Stanley, als daß wir in die zweite Runde gehen. Ich werde voraussichtlich in den nächsten Tagen mehr unterwegs sein, als meiner Gesundheit zuträglich ist. Oder glaubst du, die Dinge kämen von selbst in Fluß? Na, also.“ Er sah Euangelos an. „Wie ist das nun? Läßt es sich einrichten, daß wir beide Mickeys Ankunft in Kastamonitsa beobachten können? Es muß ja nicht mit Blumenstrauß und Blaskapelle sein.“

„Es wird sich machen lassen“, sagte Euangelos, dem man ansah, daß er von Leigh-Fermors Absicht alles andere als entzückt war.

Der Linienbus Heraklion-Kastamonitsa verkehrte nur einmal in der Woche. Es war die einzige Autoverbindung zur kretischen Hauptstadt, folglich war der Omnibus meist überbesetzt. Da er auch Militärpersonen beförderte – in der Lasithi-Hochebene gab es neuerdings zwei kleinere deutsche Stützpunkte –, konnte es vorkommen, daß Einheimische keinen Platz mehr fanden. Sie waren dann gezwungen, entweder zu Fuß zu gehen oder mit dem Maultier eine tagelange Reise auf sich zu nehmen.

Dies war der Grund, warum sich an der Bushaltestelle fast das ganze Dorf einfand.

Selbst wenn Leigh-Fermor und Euangelos mitten unter den Wartenden gestanden hätten, wären sie im Trubel der aufgeregt durcheinanderschnatternden Menschen kaum aufgefallen.

Doch Euangelos hatte es vorgezogen, abseits der Straße in einem verfallenen Schafstall, mit Leigh-Fermor die Ankunft Mickey Akaumianos abzuwarten.

Ihre Geduld wurde auf keine lange Probe gestellt. Der Bus war diesmal pünktlich. Mit nur zehn Minuten Verspätung traf er in Kastamonitsa ein. Es war eine uralte, hochgebaute Kiste,

die schwankend und hupend die Paßstraße herunterrollte. Im Bus saßen auch deutsche Landser.

Leigh-Fermor erstarre. Ein Omnibus voller deutscher Soldaten! Was bedeutete das? Die Landser hielten die Karabiner zwischen den Knien!

„Kein Grund, Sir, sich zu erschrecken“, sagte in diesem Augenblick Euangelos, „das sind Soldaten, die ins Erholungsheim gehen.“

„Und ich dachte schon, das Schicksal hätte uns heimtückischerweise eine Mine gelegt“, antwortete Leigh-Fermor mit einem gequälten Lächeln.

Euangelos deutete mit dem Kopf zum Omnibus. „Er ist mitgekommen.“

In der Tat, Mickey Akaumianos saß vorn neben dem Fahrer, einem krausköpfigen, temperamentvollen Mann mittleren Alters, der eben die Tür öffnete, um die Landser aussteigen zu lassen.

Als Leigh-Fermor wieder zum Omnibus hinsah, bemerkte er, daß Akaumianos verschwunden war. Offenbar hatte der Griechen das Durcheinander benutzt, um sich aus dem Staub zu machen, bevor er Gefahr lief, in ein Gespräch mit den Einheimischen verwickelt zu werden.

Obgleich Leigh-Fermor und Euangelos den kürzesten Weg in ihr Quartier nahmen, war Mickey Akaumianos doch vor ihnen eingetroffen. Er hatte sich bereits mit Moss, Georgi und Manoli bekanntgemacht. Als er Leigh-Fermor begrüßte und die Hand schüttelte, bestätigte er dessen Vermutung und meinte: „Es kennen mich hier zuviele Leute. Ich hielt es deshalb für zweckmäßiger, Ihnen aus dem Weg zu gehen.“

„Wie lange können Sie bleiben?“ erkundigte sich Leigh-Fermor.

„Nur diese Nacht, Sir. Ich habe aus Kairo den Befehl erhalten, Ihnen mitzuteilen, die Aktion müsse unter allen Umstän-

den vorangetrieben und zum Abschluß gebracht werden. Ich schlage vor, Sie schließen sich morgen früh an. Es wird ohnehin höchste Zeit, Sir, daß Sie sich persönlich ein Bild von der Lage machen.“

„Sie meinen, ich sollte mir Heraklion und Knossos ansehen?“

„Ja, Sir. Knossos kennen Sie zwar schon, aber nicht die Villa „Ariadne“.“

„Sie verwechseln Knossos mit Ano Archanes, Mickey“, korrigierte der Major den Griechen. Akaumianos sah Leigh-Fermor verdutzt an. Dann schüttelte er den Kopf. „Mein Gedächtnis scheint löcherig zu werden, Sir. Verdammt, so etwas wäre mir früher nicht passiert.“

„Wie kommen wir nach Knossos?“ lenkte Leigh-Fermor ab.
„Doch nicht etwa zu Fuß?“

„Nein, Sir. Wir benutzen den gleichen Omnibus, mit dem ich hergekommen bin. Er fährt morgen um sechs Uhr früh nach Heraklion zurück.“

Zusammen mit Mickey Akaumianos berieten Leigh-Fermor und Moss den ganzen Tag über in einem sicheren Versteck im Haus ihres griechischen Gastgebers die nächsten Schritte.

„Und wohin sollen wir uns verkriechen?“ fragte Moss.

„In die Berge“, antwortete Mickey. Er holte eine Karte hervor und deutete auf einen ganz bestimmten Punkt.

„Hier liegt Ihr neues Versteck, Sir. Vierzehnhundert Meter hoch, an einem Nordhang. Es gibt dort eine Höhle an einem Steilhang. Von der Höhle aus können Sie mühelos das umliegende Gelände kontrollieren und sogar mit dem Fernglas nach Kastamonitsa hineinsehen. Es gibt nur einen einzigen Pfad zu der Höhle. Es kennt ihn kaum jemand. Außerdem wird er von den Bourzalis-Partisanen bewacht.“

„Wo ist überhaupt dieser Bourzalis?“ schaltete sich Leigh-Fermor in das Gespräch ein.

„In der Höhle am Steilhang“, erklärte Akaumianos. „Der Fahrer des Omnibusses, er ist einer meiner Vertrauensleute, hat mir eine Meldung von Bourzalis zukommen lassen. Bourzalis ist gestern mittag in die Höhle gezogen.“

Nachdem Mickey dem Major noch einige Tips hinsichtlich ihres Verhaltens gegenüber den Bourzalis-Partisanen gegeben hatte, verteilte er an Moss, Georgi und Manoli falsche Pässe und Ausweispapiere.

Der Morgen brachte sehr kühles Wetter und Regen. Obwohl es bis zum Höhlenversteck nur drei Stunden waren, drängte Leigh-Fermor zum Aufbruch.

Eine Stunde früher als vorgesehen, es war fünf Uhr morgens, verabschiedeten sich Moss, Euangelos und die beiden griechischen Agenten von Leigh-Fermor und Akaumianos. Es war ausgemacht worden, daß Leigh-Fermor spätestens am Oster-sonntag ins Bergversteck kommen sollte, um Bericht zu erstatten.

Der kleine Trupp kam ungeschoren aus der Ortschaft und erreichte genau nach dreieinhalb Stunden das Höhlenversteck. Moss und seine Begleiter wurden weit vor der Höhle von Bourzalis Partisanen abgefangen, die sich so geschickt verborgen gehalten hatten, daß weder Moss noch Euangelos sie bemerkten. Bourzalis selbst zeigte sich Moss gegenüber von seiner besten Seite. Er ließ ein Mahl bereiten und während sie aßen und Wein tranken, wurde der Partisanenchef nicht müde, die Qualitäten seiner Bergkrieger zu loben. Sie seien, so versicherte er dem Engländer immer wieder, die beste Guerilla-Truppe weit und breit.

Inzwischen hatten Leigh-Fermor und Mickey Akaumianos ihr Ziel, die Hauptstadt Kretas, Heraklion, erreicht. Die Angst Leigh-Fermors, von einer deutschen Feldgendarmeriestreife

kontrolliert zu werden, erwies sich als unbegründet. Der Omnibus konnte alle Straßensperren passieren. Die Feldgendarmenposten ließen sich nicht einmal vom Fahrer die Ausweispa- piere zeigen.

„Ich dachte immer, die Deutschen würden es mit der Personen- und Ausweiskontrolle sehr genau nehmen“, wunderte sich Leigh-Fermor. Akaumianos lachte. „Das tun sie auch. Aber sehen Sie, Sir, das machen meine guten Beziehungen. Ich kenne fast jeden Feldgendarm auf dieser Strecke, und vergessen Sie nicht, daß ich einen vorzüglichen Ausweis besitze, signiert vom General persönlich.“

„Der sich aus dem Staub gemacht hat“, konterte Leigh-Fermor und blickte Mickey an. „Oder glauben Sie, daß der Name General Müllers noch etwas gilt, Mickey?“

„Sie urteilen, Sir, ohne die Sachlage geprüft zu haben“, sagte Akaumianos leichthin. Er zog aus seiner Brusttasche einen Ausweis hervor und hielt ihn Leigh-Fermor hin. Der Ausweis war neu und trug die Unterschrift von General Kreipe.

Leigh-Fermor biß sich auf die Lippen. „Das grenzt beinahe an Hexerei“, murmelte er. „Wie sind Sie bloß so schnell an den neuen Ausweis herangekommen?“

„Das war nicht schwierig. Ich brauchte den alten nur gegen einen neuen einzutauschen. Schwieriger war es, für Sie und Ihre Kameraden Ausweise zu beschaffen. Sie sind, um es Ihnen gleich zu sagen, Sir, falsch. Aber wenn Sie meinen und Ihren Ausweis vergleichen, werden Sie keinen Unterschied feststellen können.“

Leigh-Fermor sollte an diesem Tag noch öfters Gelegenheit bekommen, sich zu wundern.

Da die Straße von Heraklion nach Knossos zum nördlichen Küstenverteidigungsbereich gehörte und deshalb Kontrollen nicht zu umgehen waren, beschloß Akaumianos einen Weg zu

benutzen, der abseits der großen Heerstraße lag. Diese Strecke war zwar um einige Kilometer länger, dafür aber sicherer.

Nach einem vierstündigen Marsch erreichten sie Knossos. Akaumianos bog in die Hauptstraße ein, auf der es von Militärfahrzeugen und Landsern nur so wimmelte. Leigh-Fermor wurde es flau im Magen. Jedesmal, wenn ein deutscher Soldat ihn ansah, hatte er das unangenehme Gefühl: Er muß es mir doch ansehen, daß ich kein Grieche bin, daß mein ganzer Aufzug nur eine Maskerade ist. Aber dann stellte er fest, daß er und Akaumianos schließlich nicht die einzigen Einheimischen waren, die die Straßen bevölkerten. Und nach einer gewissen Zeit hatte er sich an die neugierigen, aber harmlosen Blicke der deutschen Landser gewöhnt.

Doch dann kamen sie an eine Straßensperre. Schon von weitem konnte Major Leigh-Fermor ein riesiges Schild erkennen, auf dem die Warnung stand: „Achtung! Militärisches Sperrgebiet. Betreten nur mit Sonderausweis erlaubt.“

„Müssen wir da durch?“ flüsterte Leigh-Fermor dem Griechen zu.

„Müssen nicht, Sir, aber es ist besser so.“

Leigh-Fermor verstand zwar nicht, warum Mickey ausge rechnet militärisches Sperrgebiet betreten wollte, aber nach dem Grund zu fragen, blieb keine Zeit mehr. Sie hatten sich der Straßensperre, die aus einem Doppelposten und einem MG-Posten bestand, bereits bis auf wenige Schritte genähert.

„Sie verstehen kein Wort Deutsch“, flüsterte Akaumianos dem Major zu. „Alles andere überlassen Sie mir.“

Zu weiteren Überlegungen kam Leigh-Fermor nicht, sie hatten den Doppelposten erreicht.

Die beiden Landser, im Stahlhelm und bewaffnet mit Maschinenpistolen, sahen nur kurz her, und einer rief Akaumianos zu: „Mal wieder zu Hause, Mickey! Wie geht's deinem Vetter? Ist er wieder gesund?“

„Ja. Das ist er“, antwortete Mickey lachend und wies auf Leigh-Fermor. „Hatte ‘ne kleine Darmgeschichte, aber die ist wieder in Ordnung.“

Der Posten, ein schon etwas älterer Obergefreiter, wollte gerade antworten, als der andere ihm einen Rempler gab und schrie:

„Achtung! Herr General von links!“

Der Obergefreite sprang an den Schlagbaum und drückte ihn hoch, während der zweite Posten stramm stand und eine zackige Ehrenbezeigung erwies.

Akaumianos hatte Leigh-Fermor zur Seite gezogen, damit der Kübelwagen, der mit mindestens sechzig Sachen auf der Straße heranbrauste, nicht behindert wurde.

Leigh-Fermor vermochte dennoch einen Blick in den Wagen zu werfen, in dem drei Offiziere saßen. Einer von ihnen, er saß neben dem Fahrer, war von untermittelter Gestalt und trug auf den Rockaufschlägen die Spiegel eines Generals.

„War das der Neue?“ wandte sich Mickey Akaumianos an den Posten und wischte sich den Staub aus dem Gesicht.

„Ja. Das war General Kreipe“, antwortete der Posten.

Sie gingen unter dem Schlagbaum durch, der hinter ihnen wieder heruntergelassen wurde.

„Nun haben Sie Ihr Opfer also gesehen“, sagte Akaumianos zu Leigh-Fermor. „Wie schätzen Sie Kreipe ein, Sir?“

„Leider fuhr der Wagen so schnell vorüber, daß es mir nicht möglich war, mir seine Physiognomie näher einzuprägen“, antwortete Leigh-Fermor sarkastisch.

Akaumianos lachte. „Sie werden noch ausreichend Gelegenheit haben, dieses Gesicht zu studieren. Und nicht nur das, Sir.“ Er nahm Leigh-Fermor am Arm und zog ihn von der Straße auf einen kleinen, gepflasterten Weg, der beiderseits von Büschen eingesäumt war. Der Weg endete nach fünfzig Metern an einem zwei Meter hohen Stacheldraht, der rings um den Platz

errichtet worden war. Direkt in der Mitte des Platzes stand eine Villa.

„Verdammt, das ist doch ...!“ stieß Leigh-Fermor überrascht hervor.

„Die Villa ‚Ariadne‘. Wohnsitz aller Kommandierenden Generale auf Kreta. Ich nehme an, man hat Ihnen in Kairo ein Foto gezeigt, und Sie erinnerten sich sofort daran“, sagte Akaumianos.

„Ich begreife allmählich“, knurrte Leigh-Fermor. „Es macht Ihnen wohl Spaß, Mickey, mich an der Nase herumzuführen. Warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß wir ins Hauptquartier von General Kreipe gehen? Sie hätten mir einiges ersparen können.“

Mickey steckte den Vorwurf lächelnd ein.

„Dort wohne ich. Stören Sie sich nicht an der Unordnung im Haus. Ich habe das Haus absichtlich verkommen lassen, um einer eventuellen Einquartierung vorzubeugen. Die Nähe des Hauses zur Villa ‚Ariadne‘ könnte immerhin die Deutschen auf den Gedanken kommen lassen, irgendeinen Stab oder eine Wache dort zu etablieren. Ab heute ist meine eigentliche Aufgabe im Unternehmen X-7799 übrigens offiziell beendet.“

Leigh-Fermor sah ihn erstaunt an und wollte etwas erwidern, aber der Grieche kam ihm zuvor.

„Ich weiß, wie Ihnen die ganze Zeit über zumute war, Major. Ab heute ist das anders. Ich stehe Ihnen nur noch als Berater zur Seite. Alles, was jetzt geschieht, haben Sie allein zu verantworten. Und nun kommen Sie, Sir. Ich habe eine Flasche im Haus, die schon über zehn Jahre alt ist. Ich meine, es ist der richtige Augenblick, um ihr den Hals zu brechen, Sir.“

In den beiden nächsten Tagen wurde Leigh-Fermor von Mickey Akaumianos eingewiesen. Von Mickeys Zimmer aus be-

obachteten die beiden Männer Tag und Nacht das Leben und Treiben in der Villa Ariadne. Es wurde ein genaues Protokoll hierüber geführt, und Leigh-Fermor hatte Gelegenheit, sich die Gesichter der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften einzuprägen.

Wie sich sehr bald herausstellte, wichen die Lebensgewohnheiten General Kreipes von denen seines Vorgängers kaum ab. Der General verließ fast auf die Minute genau um neun Uhr morgens die Villa und kam zwischen zehn und elf Uhr nachts zurück.

Ab und zu bekam Kreipe Besuch. Es handelte sich meist um höhere Offiziere der Marine und Luftwaffe. Wie Mickey Akaumianos Leigh-Fermor versicherte, lebte General Kreipe viel zurückgezogener als General Friedrich Wilhelm Müller, der regelmäßige Empfänge in der Villa gab.

Das besondere Interesse des Majors galt dem Kübelwagen des Generals. Da bereits feststand, daß der Überfall nachts stattfinden würde, spielte der Wagen eine große Rolle.

In kürzester Zeit hatte sich Leigh-Fermor die Einzelheiten des Generalswagens so gut eingeprägt, daß er ihn im Dunkeln nicht nur an der Silhouette, sondern auch am Motorengeräusch erkennen konnte.

Ebenso wichtig war aber auch die Frage der Fahrtgeschwindigkeit, denn nach ihr richtete sich letztlich die Ortsbestimmung für den Überfall. Von General Friedrich Wilhelm Müller wußte Akaumianos, daß dieser keine großen Geschwindigkeiten schätzte, und sein Fahrer nie mehr als 80 Stundenkilometer fahren durfte. Wie verhielt es sich nun bei General Kreipe?

Um über diesen entscheidenden Punkt Klarheit zu erhalten, kam Akaumianos auf die Idee, den Fahrer Kreipes, einen Unteroffizier, namens Albert Fenske, zu einem kleinen „Umturk“ einzuladen. Das geschah drei Tage später. Fenskes Wa-

gen wurde in der Werkstatt überholt. Der General war mit einem seiner Regimentskommandeure auf Besichtigungsfahrt.

Albert Fenske kam am Frühnachmittag zu Mickey Akaumianos auf Besuch. Der Tisch vor dem Haus war gedeckt. Oben im Zimmer Mickeys saß Leigh-Fermor neben dem Fenster. Er konnte jedes Wort verstehen, das unten gesprochen wurde. Zuerst unterhielten sich der Grieche und Unteroffizier Fenske über Belanglosigkeiten, über die Nöte des Alltags. Nach der ersten Flasche Wein brachte Akaumianos das Gespräch geschickt auf – Motoren. Er ließ durchblicken, daß er schon als Junge ein Faible für schnelle Motorräder gehabt hatte.

Nach der dritten Flasche wußte Akaumianos, daß der neue General ein Geschwindigkeitsfanatiker war. „Wenn ich mal weniger als sechzig oder siebzig Sachen fahre, kriege ich vom General einen Anschiß“, beichtete der ahnungslose Unteroffizier. „Am liebsten fährt er so mit neunzig oder hundert Sachen.“

„Aber doch nicht nachts?“ warf Akaumianos lachend ein.

„Gerade nachts pressiert es dem General am meisten“, sagte Fenske und trank sein Glas aus.

Es war schon halb sechs, als Mickey Akaumianos seinen Gast verabschiedete und zu Leigh-Fermor zurückkehrte.

„Jetzt wissen wir also bescheid“, wandte sich der Grieche an den Major.

Leigh-Fermor nickte. „Ausgezeichnete Arbeit, Mickey.“

Akaumianos machte eine verächtliche Geste. „Es kotzt mich an, Sir. Und er tut mir leid. Dieser Fenske ist ein prächtiger Bursche. Ich werde dafür sorgen, Sir, daß ihm nichts zustößt.“

Vierundzwanzig Stunden später lagen Akaumianos und Leigh-Fermor unweit der Straße Archanes-Knossos auf der Lauer.

Es war zehn Uhr nachts. Der Grieche und der Engländer wollten sich überzeugen, ob die Aussagen Fenskes den Tatsa-

chen entsprachen. Sie warteten auf die Rückkehr General Kreipes, der jeden Moment mit dem Wagen ankommen mußte.

Kurz nach 22.15 Uhr erklang Motorengeräusch. Scheinwerferkegel durchbrachen die Dunkelheit. Ein Wagen näherte sich in schneller Fahrt.

Der Wagen brauste an den beiden Männern, die sich in dem flachen Straßengraben verborgen gehalten hatten, vorbei.

„Achtzig Sachen“, konstatierte Leigh-Fermor zufrieden.

„Ich würde auf neunzig bis fünfundneunzig tippen“, sagte Akaumianos.

„Zehn Kilometer mehr oder weniger spielen keine Rolle, Mickey. Jedenfalls stimmen die Angaben Fenskes.“

„Gehen wir ins Haus zurück“, schlug Akaumianos vor. „Ich denke, wir sollten noch diese Nacht uns über den Ort des Überfalls klar werden.“

Es kam, wie sich Leigh-Fermor überzeugen konnte, nur eine Stelle für das Kidnapping in Frage: die Haarnadelkurve, wo die Straße von Ano Archanes in die Straße Knossos-Heraklion einmündete. Die scharfe, unübersichtliche Kurve und der mögliche Gegenverkehr zwangen hier jeden Fahrer, vom Gas zu gehen und den Wagen langsam um die Ecke rollen zu lassen.

„Am besten, wir sehen uns morgen früh die Stelle genau an, Sir“, schlug Mickey vor.

„Einverstanden“, erklärte Leigh-Fermor.

Noch bevor der Tag graute, schlichen sich die beiden Männer aus der Sperrzone.

Die für den Überfall vorgesehene Stelle erwies sich noch günstiger, als Leigh-Fermor sich vorgestellt hatte. Zu beiden Seiten der hier sehr engen Straße befanden sich steile Rebhänge. Ein ideales Versteck für die Bourzalis-Partisanen. Außerdem verliefen an den Rändern der Fahrbahn Gräben, die tief

genug waren, daß sich darin die Kommandoleute verbergen konnten.

Die Frage war nur: Wie konnte man die Annäherung des Generalswagens anzeigen?

Mickey hatte eine Idee. Er schlug Leigh-Fermor vor, ein 200 Meter langes Kabel am linken Straßenrand auszulegen, über das die Warnposten ein Signal geben konnten.

Mickeys Idee fand des Majors Zustimmung. Es war die einzige brauchbare Lösung, um eine Panne zu verhindern, also den falschen Wagen anzuhalten, was immerhin im Bereich des Möglichen lag.

Nach der Ortsbesichtigung kehrten Leigh-Fermor und der Grieche auf einem Schleichweg wieder ins Haus zurück. Es galt nun, einen sorgfältig ausgearbeiteten Überfallplan zu entwickeln, wobei alle möglichen Pannen in Betracht gezogen werden mußten.

Nach einer mehrstündigen Beratung waren sich Leigh-Fermor und Mickey Akaumianos einig. Der Plan sah folgendermaßen aus:

1. Der Wagen des Generals wird von den Vorposten mittels Alarmanlage gemeldet.
2. Leigh-Fermor und Moss, als deutsche Feldgendarmen verkleidet, stehen am Straßenknick und nehmen den Wagen in Empfang.
3. Leigh-Fermor stoppt den Wagen mit Kelle und roter Signallampe. Leigh-Fermor fordert den General auf, sich zu ergeben.
4. General und Fahrer werden gefangengenommen. Der General wird auf den Rücksitz des Wagens geschafft. Moss kümmert sich um den Fahrer. Die Aufgabe, den General zu fesseln und im Wagen niederzuhalten, übernehmen die Griechen Georgi Tyrakis und Manoli Paterakis.

5. Moss setzt sich ans Steuer, während Leigh-Fermor sich die Mütze des Generals aufsetzt.
6. Fahrt über Heraklion in Richtung Anoya. Dort soll der Wagen abgestellt werden. Moss, die beiden Griechen und der General marschieren in Richtung Gebirge. Leigh-Fermor hinterläßt im Auto einen Brief in englischer Sprache. Darin wird der deutschen Führung mitgeteilt, daß sich General Kreipe bereits auf dem Weg nach Kairo befindet. Damit Kreta-Partisanen nicht in den Verdacht geraten, die Entführung durchgeführt zu haben, hinterläßt Leigh-Fermor im Wagen außerdem noch sein Beret, Zigarettenstummel und einen englischen Kriminalroman.
7. Leigh-Fermor stößt zur Fluchtgruppe an einem noch zu bestimmenden Punkt im Gebirge.

Da jederzeit mit dem Auftauchen eines anderen deutschen Fahrzeuges gerechnet werden muß, übernehmen die Bourzalis-Partisanen die Abschirmung der Überfallstelle.

Soweit der Plan.

Auf dem Papier und in der Theorie sieht dieser recht gut aus. Aber er hat, darüber sind sich Leigh-Fermor und Akaumianos klar, auch einige Haken und Ösen. Was geschieht beispielsweise, wenn General Kreipe nicht allein im Wagen ist, sondern von seinem Adjutanten oder einem der Ordonnanzoffiziere begleitet wird?

Mickey Akaumianos gab die einzige mögliche Antwort darauf: „In diesem Falle, Sir, müssen Kreipes Begleiter ins Ida-Gebirge geschafft werden. Und zwar von den Bourzalis-Leuten.“

„Kairo wünscht kein Blutvergießen“, warf Leigh-Fermor ein.

„Davon war auch nicht die Rede, Sir“, antwortete Akaumianos.

„Ich traue den Bourzalis-Partisanen aber zu, daß sie Rache an den Gefangenen nehmen und diese umbringen“, meldete der Major seine sicherlich berechtigten Bedenken an.

Akaumianos zuckte gelassen die Schultern und meinte: „Wir können uns nicht um General Kreipe und gleichzeitig um mögliche Gefangene kümmern, Sir. Ich glaube nicht, daß sich Bourzalis zu einer unüberlegten Handlung hinreißen läßt. Aber wenn er es tut – wir können es nicht verhindern.“

Es gab aber noch weitere Probleme. Was passierte, wenn der Wagen nicht genügend Sprit im Tank hatte? Man mußte ja schließlich fast 60 Kilometer zurücklegen. Dann die Fluchtstrecke selbst. Sie führte durch das Stadtinnere von Heraklion in Richtung Anoya – Rethymnon. Dabei wurden mehr als 20 deutsche Kontrollpunkte und 5 Straßensperren durchfahren. Bestand überhaupt eine Chance, diese Kontrollen ungehindert passieren zu können? Ein einziger mißtrauischer Posten, der dem falschen General unter den Mützenschirm schaute, und alles war umsonst gewesen, denn auf ein Feuergefecht konnten sich Leigh-Fermor und Moss nicht einlassen. Sie würden zweifellos den Kürzeren ziehen. Ganz abgesehen davon, daß alle 20 Kontrollposten an der Hauptstraße durch Telefon miteinander verbunden waren.

Leigh-Fermor und Akaumianos erwogen alle nur erdenklichen Maßnahmen, um eine Panne zu vermeiden, kamen aber zu keinem brauchbaren Ergebnis. Dafür zu der ziemlich bitteren Erkenntnis, daß das Unternehmen X-7799 in diesem Stadum zum reinen Hasardspiel wurde. Entweder sie hatten das Glück auf ihrer Seite, oder die ganze Sache ging in den Graben. Was das bedeutete, darüber waren sich beide Männer klar.

„Ich schlage vor, Sir, wir fahren morgen vormittag die ganze Strecke ab“, beendete schließlich Akaumianos das Hin und Her.

„Einverstanden, Mickey. Das ist ohnehin nötig, denn wenn Moss schon die Strecke kennt, muß wenigstens ich Bescheid wissen“, sagte Leigh-Fermor, und dabei blieb es.

Sie benutzten den Neun-Uhr-Omnibus und wurden nur einmal kontrolliert. Das lag aber nicht an der Faulheit der Posten, sondern daran, daß die Straße für Militärfahrzeuge freigehalten werden mußte, eine intensive Kontrolle aber mindestens eine halbe Stunde in Anspruch genommen hätte. Um eine Blockierung der Straße zu vermeiden, fertigten also die Posten den Omnibus rasch ab und beschränkten sich auf einige Stichkontrollen.

„Das ging ja gut ab“, flüsterte Leigh-Fermor dem Griechen zu, als der Bus wieder anfuhr.

„Tagsüber ist das meist so“, antwortete Akaumianos. „Aber vergessen Sie nicht, Sir, nachts fahren keine Omnibusse.“

Einen gehörigen Schreck bekamen Leigh-Fermor und Akaumianos wenige Minuten später, als der Omnibus die Stadtgrenze von Heraklion erreichte. An der „Porta Chanion“, dem westlichen Tor der aus der Türkenzzeit stammenden Stadtmauer, hatten die Deutschen Panzerhindernisse aufgestellt. Sie befanden sich beiderseits der Straße und konnten mit Hilfe von Seilen in kürzester Zeit in die Straßenmitte gezogen werden.

„Warum sagten Sie mir nichts von den Panzerhindernissen?“ fragte Leigh-Fermor den Griechen erregt.

Akaumianos zuckte die Schultern. „Vorgestern waren sie noch nicht da.“ Er zog nun seinen Vordermann in ein Gespräch, und erfuhr von diesem, daß die Panzerhindernisse erst einen Tag stünden. Auf die vorsichtige Frage Mickeys, ob die Panzerhindernisse nachts auf die Straße gezogen würden, antwortete der Griechen: „Soviel ich weiß, ist das ganz unterschiedlich. Mal sperren die Deutschen die Straße damit ab, mal lassen sie sie offen. Kommt wohl darauf an, wie die allgemeine Lage ist.“ Mickeys Gesprächspartner grinste vielsagend und fügte

hinzu: „Seit dem Überfall der Engländer auf den Flugplatz von Heraklion, sind die Deutschen ja vorsichtig geworden. Sie rechnen wohl damit, daß die Engländer und Amerikaner landen werden.“

Leigh-Fermor und Akaumianos sahen sich nur stumm an, aber jeder dachte dasselbe: Wenn die Deutschen nachts die Straße mit den Panzerhindernissen sperren, fliegt der ganze Schwindel mit dem „Falschen General“ auf, denn ein längerer Aufenthalt an der „Porta Chaniot“ ist dann nicht zu umgehen.

Ansonsten brachte die Erkundungsfahrt wenig Neues. Leigh-Fermor stoppte eine Fahrzeit von 50 Minuten. Dabei würde es aber nicht bleiben, weil die Strecke zahlreiche Kurven aufwies und deshalb ein Langsamfahren nicht zu vermeiden sein würde.

Wieder in Knossos angekommen, begann Leigh-Fermor einen Lageplan anzufertigen und eine genaue Skizzierung des Überfalls aufs Papier zu bringen. Es wurde kein Punkt vergessen. Im übrigen kamen der Major und Akaumianos überein, daß Leigh-Fermor am nächsten Tag Knossos verlassen und ins Bergversteck gehen sollte. Mickey wollte spätestens am 24. April nachkommen. Er hoffte, daß bis dahin alle noch zu treffenden Vorbereitungen abgeschlossen seien.

Als X-Zeit für das Kidnapping wurde der 26. April 1944 vereinbart. Um keine Zeit durch einen langen Annmarschweg zu verlieren, schlug Mickey Akaumianos dem britischen Major vor, am 22. April das Bergversteck zu verlassen und mit den Bourzalis-Partisanen ins nähergelegene Skalani zu ziehen.

„Merken Sie sich gut den Namen Pavlos Sokraphisto, Sir“, sagte Mickey. „Er ist einer meiner besten V-Leute. Ich habe ihn verständigt. Bei ihm und seiner Familie werden Sie, Major Moss und die beiden SOE-Agenten Manoli und Georgi wohnen.“

„Und Bourzalis mit seinen Leuten?“

„Keine Sorge. Die Bourzalis-Partisanen beziehen außerhalb der Ortschaft in einer alten, nicht mehr benutzten Winzerhütte Quartier. Euangelos weiß Bescheid“, antwortete Mickey Akaumianos.

„Und noch eins, Sir: Sorgen Sie dafür, daß die Bourzalis-Partisanen unter keinen Umständen ihr Versteck verlassen. Die Gegend von Skalani wird von den Deutschen beobachtet. Außerdem gibt es dort einige Kollaborateure.“

Noch vor Tagesanbruch machte sich der britische Major auf den Weg. Er wollte noch vor Sonnenaufgang die Berge erreicht haben, wo er nach Ansicht Mickeys einigermaßen sicher war. Die Marschroute war klar, Leigh-Fermor kannte sie ja bereits. Akaumianos gab ihm aber sicherheitshalber noch eine Wegskizze mit.

Mit dem Versprechen, das Kommando durch V-Leute mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen und am 24. April in Skalani einzutreffen, verabschiedete sich Mickey Akaumianos von Major Leigh-Fermor, nachdem er diesen bis zur Ortsgrenze begleitet hatte.

Leigh-Fermor kam spät in der Nacht an. Er hatte einen Umweg nehmen müssen, weil ein deutsches Gebirgsjägerbataillon ausgerechnet auf seiner Route eine Übung abhielt. Zum Glück hatte Akaumianos auf der Kartenskizze noch zwei Ausweichpfade eingezeichnet.

Nachdem man dem Major zu essen gegeben hatte, zog sich dieser mit Moss, Manoli und Georgi in das hintere Ende der Höhle zurück. Leigh-Fermor berichtete nun über seine Erlebnisse und weihte Moss, Manoli und Georgi in die Pläne ein. Er stellte jeden Punkt des Überfalls zur Diskussion und forderte zur Kritik auf. Aber weder Moss noch die beiden griechischen SOE-Agenten hatten an dem Plan etwas zu bemängeln.

„Es ist nach Lage der Dinge der beste Plan, den es gibt“, sagte Moss. „Hoffen wir, daß nichts Unvorhergesehenes dazwischenkommt.“

So wurden in der Nacht zum 21. April in der Berghöhle zum letzten Mal die Feuer entzündet und alle Spuren in der Höhle vernichtet. Um zwei Uhr morgens – so hatte es Leigh-Fermor befohlen – sollte der Marsch nach Skalani angetreten werden. Mit Bourzalis zusammen wurde die kürzeste Route festgelegt, die in zwei Marschgruppen zurückgelegt werden sollte. Die Führung der einen Gruppe übernahm Bourzalis selbst, die zweite, zu der das Kommando gehörte, wurde von Euangelos angeführt, der hier jeden Weg und Steg kannte. Das Übungsgelände des deutschen Gebirgsjägerbataillons wurde dabei umgangen, obgleich nicht bekannt war, ob die deutschen Soldaten die Nacht überhaupt im Freien verbrachten. Sie konnten ebenso gut wieder in ihre Quartiere zurückgekehrt sein.

Der Marsch nach Skalani verlief ohne Zwischenfälle. Die beiden Gruppen begegneten weder Zivilpersonen, noch deutschen Soldaten. Noch vor dem Morgengrauen wurde Skalani erreicht.

Während Leigh-Fermor, Moss und die Griechen Manoli und Georgi, im Haus des Pavlos Sokraphisto Quartier nahmen, bezogen die Bourzalis-Guerillas die alte, verfallene Winzerhütte. Euangelos wurde zu den Partisanen abgestellt. Die Abstellung wurde gegenüber den Partisanen so hingestellt, das Euangelos die Funktion eines Verbindungsmannes übernahm. In Wirklichkeit besaß er den Auftrag, Bourzalis und die Partisanen zu überwachen. Der Guerilla-Chef wurde von Leigh-Fermor eindringlich ermahnt, alle Sicherheitsvorschriften zu beachten. Niemand durfte die Winzerhütte verlassen.

Das Haus des Bauern Sokraphisto war klein, jedoch sehr sauber und gemütlich. Aber da er und seine Familie in äußerst

ärmlichen Verhältnissen lebten, war es unmöglich, zusätzlich noch vier Mann mitzuernähren.

Nun bestand zwar die Möglichkeit, Lebensmittel in der Ortschaft zu kaufen, und Leigh-Fermor verfügte auch über genügend Geldmittel, aber das war zu gefährlich. Es würde in Skalani sofort auffallen, wenn Sokraphisto plötzlich zu hamstern anfing, wo doch jeder wußte, daß der Bauer keinen Drachmen zu viel hatte.

Die einzige Hoffnung, an ausreichende Nahrung heranzukommen, war wieder einmal – Mickey Akaumianos. Er hatte Leigh-Fermor zwar zugesagt, das Kommando zu verpflegen, aber ob er die Möglichkeit hierzu hatte?

Der Tag verging. Es wurde Nacht. Sokraphisto schloß die Fensterläden, so daß kein Lichtschein nach draußen dringen konnte. In der Stube saßen die Kommandoleute im Schein einer Kerze.

Plötzlich begann im Hausflur der Hund zu kläffen.

Leigh-Fermor war aufgesprungen und hatte seine Pistole gezogen. Den anderen gab er mit einem Wink zu verstehen, in das hintere Zimmer zu gehen. Sie sollten, das war ausgemacht wenn Gefahr drohte, durch das Fenster in den Hof fliehen und zu den Bourzalis-Guerillas gehen.

In diesem Augenblick wurde zaghafte an den Fensterladen der Stube geklopft.

Als Sokraphisto die Tür öffnete, stand draußen ein Mann der einen Tragkorb in den Hausflur schob. „Wir kommen übermorgen wieder“, flüsterte er und verschwand sofort wieder in der Dunkelheit.

In dem Tragkorb befanden sich die von Akaumianos versprochenen Lebensmittel. Sie reichten aus, um sogar noch die Familie Sokraphisto mitzuverpflegen. Der Verpflegungsnachschnitt klappte auch am übernächsten Tag.

Akaumianos platzte mitten in die Vorbereitungen des Mittagsessens ins Haus. Da es seit Stunden heftig regnete, war er völlig durchnäßt und sah müde und abgespannt aus.

Auf die Frage Leigh-Fermors, ob etwas passiert sei, weil er schon so zeitig in Skalani sei, antwortete Mickey verschmitzt grinsend: „Nein, Sir. Es hat sich nur zufällig ergeben, daß ich mit einem deutschen LKW mitfahren konnte. Ein persönlicher Freund von mir. Leider fuhr er dann eine andere Route, und ich mußte doch noch fünfzehn Kilometer zu Fuß gehen. Ein scheußliches Wetter, wie?“

Er schüttelte sich die Nässe aus Anzug und Haaren und stellte seinen prallgefüllten Rucksack in die Ofenecke.

„Und sonst ist alles in Ordnung, Mickey?“ erkundigte sich Moss, der anscheinend dem Frieden nicht ganz traute.

„Alles in bester Ordnung“, sagte der Grieche. Er ging zum Herd, auf dem immer eine Kanne mit warmen Tee stand, goß sich eine Tasse davon ein und trank sie in einem Zug leer.

Leigh-Fermors Blick blieb an dem ausgebeulten Rucksack hängen.

„Um Himmels willen, Mickey, was haben Sie denn da drin? Doch nicht noch Verpflegung?“

„Öffnen Sie den Rucksack“, forderte der Grieche den Major auf.

Moss war schon in der Ecke und schnürte den Rucksack auf. Was er zum Vorschein brachte, entlockte den anderen Rufe des Erstaunens. Moss wühlende Hände bereiteten auf dem Fußboden aus: zwei komplett deutsche Gebirgsjägeruniformen samt zugehörigem Koppelzeug und Bergstiefeln. Ferner zwei Kettenbilder, wie sie deutsche Feldgendarmen trugen und eine Stablampe sowie eine Kelle. Fein säuberlich in fettiges Papier eingewickelt, lagen am Boden schließlich auch noch zwei Seitengewehre.

„Mickey, wenn man Sie mit dieser Ware erwischt hätte, wäre Ihnen der Galgen sicher gewesen.“

Akaumianos nickte. „Ich weiß, Sir. Deshalb fuhr ich die gefährliche Strecke mit dem deutschen LKW. Eigene Wagen werden im Gebirge nur selten kontrolliert.“

„Wo haben Sie diese Uniformen her? Haben Sie zwei deutsche Landser umgebracht?“ fragte Moss und betrachtete kopfschüttelnd die Uniformen.

„Es gibt auch einen anderen Weg, um an solche Sachen heranzukommen“, erklärte Akaumianos ernst. „Aber eines ist gewiß, Sir: Diese Dinge haben der SOE ein kleines Vermögen gekostet. Daß ich Ihnen die Quelle verrate, die mir die Uniformen beschafft hat, werden Sie sicher nicht erwarten.“

Die gleich darauf vorgenommene „Kostümprobe“ fiel zu aller Zufriedenheit aus. Die Uniformen saßen wie angegossen. Moss und Leigh-Fermor hätten nicht echter aussehen können. Es fehlte nichts. Weder die Gefreiten-Winkel, noch die obligatorischen Orden wie Ostmedaille, Band zum EK II und das Infanteriesturmabzeichen. Auch Schuhe und Mützen paßten.

Das gemeinsame Mittagessen, das nach griechischer Sitte längere Zeit in Anspruch nahm, verlief seit langer Zeit wieder in harmonischer, ja, fast ausgelassener Atmosphäre. Mickey erkundigte sich nebenbei, ob Moss und Leigh-Fermor sich auf Grüßen und Melden verstünden, denn das sei mit das Wichtigste, wenn kein Verdacht geschöpft werden sollte.

„Keine Sorge“, lachte Moss. „Solche Dinge werden britischen SOE-Offizieren schon in der Grundausbildung beigebracht.“

„Eigentlich erstaunlich, wie prächtig bisher alles geklappt hat“, sagte Moss zufrieden und in bester Stimmung.

Leigh-Fermor klopfte dreimal gegen Holz. „Beschwöre nichts, Stanley. Du weißt, ich bin abergläubisch.“

Alle am Tisch lachten. Leigh-Fermor auch.

Dann schlug plötzlich im Korridor der Hund an. Sie maßen dem aber keine Bedeutung bei, weil Pavlos Sokraphisto die Wache übernommen hatte. Abgesehen davon bellte der Hund jedesmal, wenn draußen auf der Straße jemand vorbeiging.

Pavlos Frau räumte gerade den Tisch ab, als die Türe geöffnet wurde und Sokraphisto ins Zimmer schaute.

„Ja, was gibt's, Pavlos?“ fragte Leigh-Fermor.

„Euangelos ist hier“, antwortete der Grieche. „Ist furchtbar aufgeregt. Er will Sie unbedingt sprechen, Major.“

Im Zimmer sehen sich alle an und es herrschte eine Stille, daß man die berühmte Stecknadel hätte fallen hören können. Euangelos am helllichten Tag auf der Straße, da mußte was passiert sein.

„Laß Euangelos rein“, befahl Leigh-Fermor dem Griechen.

Im Korridor wurden rasche Schritte laut, dann stand Euangelos im Zimmer. Er war noch ganz außer Atem und sah wie ein Mann aus, der nicht recht weiß, wie er eine unangenehme Nachricht überbringen soll.

„Nun rede schon, Euangelos“, forderte ihn Leigh-Fermor ungeduldig auf, als der V-Mann Mickeys nicht mit der Sprache herausrücken wollte.

„Was ist los? Gibt es Ärger mit den Bourzalis-Guerillas?“

Euangelos nickte. „Ja, Sir. Die Kerle spielen wieder mal verrückt. Einige Männer streunen in den umliegenden Weinbergen herum und sind von Feldarbeitern und Schäfern gesehen worden.“

Leigh-Fermor und Akaumianos sahen sich nur stumm an. Moss aber brauste auf: „Scheißkerle! Ich traute den Brüdern noch nie. Patrick, du wirst es erleben, die vermasseln uns noch die ganze Tour. Verdammtd, man sollte sie alle niederknallen.“

Leigh-Fermor gebot ihm mit einem Wink zu schweigen. Dann wandte er sich an Euangelos: „Was tut Bourzalis? Hat er etwas unternommen?“

Euangelos machte eine verächtliche Handbewegung.

„Der und etwas unternehmen. Zuerst brüllte er ein wenig herum. Dann kam es zum Streit. Seine Leute sagten zu ihm, sie hätten es satt, wie eingesperzte Kulis herumzusitzen. Wenn er wollte, könnte er sich zum Teufel scheren, sie machten jedenfalls nicht mehr mit.“

Leigh-Fermor zog seinen Zivilmantel an und steckte seine Pistole in die Tasche.

„Was willst du tun?“ fragte Moss.

„Die Sache in Ordnung bringen ... nein, nein, du bleibst hier“, winkte er ab, als Moss sich ebenfalls anziehen wollte. „Ich bringe das allein hin.“

Als Leigh-Fermor schon unter der Tür stand, sagte Mickey Akaumianos: „Sir, handeln Sie nach eigenem Ermessen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Leigh-Fermor.

„Wir brauchen Bourzalis und seine Leute nicht unbedingt.“

„Danke, Mickey.“

Leigh-Fermor nahm Euangelos am Arm. „Kommen Sie! Je rascher wir diese Sache hinter uns bringen, um so besser ist es für alle.“

„So ein verdammter Mist“, schimpfte Moss, als Leigh-Fermor und Euangelos das Haus verlassen hatten. Er sah Akaumianos an. „Was wird Patrick jetzt tun, Mickey?“

Akaumianos blieb ganz gelassen. „Es gibt nur eine Möglichkeit. Nach dem, was inzwischen geschehn ist.“

„Und? Es hat keinen Zweck, sich mit Bourzalis herumzustreiten.“

„Das wird der Major auch nicht tun“, antwortete Mickey Akaumianos.

„Nein? Dann muß er die Burschen zum Teufel jagen. Wir hätten das schon eher tun sollen.“

„Warten wir ab“, sagte Akaumianos. Er begann seinen Rucksack zu packen.

„Was ist los? Wollen Sie abhauen?“ fragte Moss verwundert und mit gereizter Stimme.

„Es wird uns keine andere Wahl bleiben“, erwiderte der Grieche. „Nachdem die Bourzalis-Guerillas von Dorfbewohnern gesehen wurden, besteht die Gefahr, daß in spätestens zwei Stunden die Deutschen hier sind.“

„Das fehlte uns gerade noch“, knurrte Moss. Er begann nun ebenfalls sein Bündel zu schnüren. Manoli und Georgi folgten schweigend seinem Beispiel.

Nach einer halben Stunde kamen Leigh-Fermor und Euangelos zurück. Leigh-Fermor schien etwas erregt zu sein.

„Was hast du unternommen?“ wandte sich Moss an den Kommandoführer. „Hattest du Krach mit diesem Bourzalis?“

„Das auch“, antwortete Leigh-Fermor. „Er gebärdete sich wie ein Wilder und schrie mich an, das könnte ich nicht machen. Aber mir blieb nichts anderes übrig. Es sind neun Mann, die sich in der Gegend herumtreiben.“

„Du hast sie zum Teufel gejagt?“

„Ja!“

Jetzt erst bemerkte Leigh-Fermor, daß alle reisefertig waren.

„Was ist denn mit euch los?“ fragte er scharf.

„Sir, wir müssen leider von hier verschwinden“, antwortete Akaumianos. „Nachdem die Bourzalis-Guerillas von den Dorfbewohnern gesehen wurden, sind wir nicht mehr sicher in Skalani.“

„Und wohin?“

„Es gibt drei Kilometer von hier entfernt ein ausgetrocknetes Flußbett mit einer Menge ausgespülter Höhlen. Dorthin gehen wir. Es wird kein angenehmer Aufenthalt werden, aber die letzten zwei Tage halten wir es schon aus. Sir, was haben Sie Bourzalis gesagt, wohin er gehen soll?“

„Ich schickte ihn in die Berge und drohte ihm, wenn wir in den nächsten 14 Tagen auch nur die geringste Spur von ihnen sehen würden, käme er auf die Abschußliste der SOE.“

Mickey lachte freudlos. „Und was sagte er?“

„Nichts. Er wurde nur kreidebleich und zog ab.“

„Und was machen wir, wenn er sich nicht an deinen Befehl hält?“ Moss' Frage war berechtigt.

Akaumianos beantwortete sie. „Er wird sich an den Befehl halten“, sagte er mit Bestimmtheit. „Es gibt keinen Guerilla auf Kreta, der einen Befehl der SOE straflos mißachtet hätte.“

Das Kommando brach am Spätnachmittag ins Versteck im ausgetrockneten Flußbett auf. Ein wolkenbruchartiger Regenschauer fegte die Straßen von Skalani von Menschen leer, so daß wenig Gefahr bestand, von den Einwohnern gesehen zu werden.

Als es dunkel wurde, erreichten Leigh-Fermor, Moss, Akaumianos und die anderen vom Kommando das Flußbett. Wie Akaumianos prophezeit hatte, gab es genügend Unterschlupfmöglichkeiten.

In einer ausgeschwemmten Höhle, die an einem Flußknick lag, schlug das Kommando schließlich sein Biwak auf. Die Höhle lag so günstig, daß sie gute Sicht nach allen Seiten bot. Es war unwahrscheinlich, daß deutsche Suchtrupps sie hier überraschen konnten. Zweimal nur verließen Leigh-Fermor, Moss und Mickey Akaumianos ihr Versteck. Einmal nachts und das andere Mal kurz nach dem Morgengrauen. Diese kurzen Ausflüge dienten dazu, Moss mit der Überfallstelle und dem umliegenden Gelände vertraut zu machen.

Am 25. April bei Dunkelwerden verließ Mickey Akaumianos allein das Versteck, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Er sagte, er würde die ganze Nacht ausbleiben, und man sollte sich keine Sorgen machen. Außerdem sei es nötig, für Ersatz für die ausgefallenen Bourzalis-Partisanen zu sorgen.

Leigh-Fermor fragte den Griechen, ob er denn überhaupt in der Lage sein werde, in so kurzer Zeit zuverlässige Leute aufzutreiben.

„Das ist nicht mehr nötig“, antwortete der Griechen, „ich habe für diesen Fall schon vorgesorgt. Sieben Mann stehen abrufbereit, Sir.“

Leigh-Fermor sah den Griechen verblüfft an. „Ahnten Sie die Pleite mit den Bourzalis-Guerillas, Mickey?“

„Ich mußte damit rechnen, daß wir Schwierigkeiten bekommen würden. Und für diesen Fall habe ich schon vor acht Tagen meine besten V-Männer ausgesucht.“

Als Akaumianos das Kommando verließ, war es neun Uhr abends. Während der Nacht schrieb Leigh-Fermor den Brief an die deutschen Kommandostellen, in dem er diesen mitteilte, daß sich General Kreipe auf dem Weg nach Kairo befände.

Um Übersetzungsfehlern vorzubeugen, schrieb Leigh-Fermor den Brief sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache. Er verwendete als Papier ein britisches Meldeblattformular. Dieses, das Beret und die englischen Kriminalromane sowie die englischen Players-Zigarettenstummel, mußten genügen, um den Verdacht der Entführung von den griechischen Widerstandskämpfern abzulenken.

Moss, Manoli und Georgi brachten in der Zwischenzeit die deutschen Uniformen auf Hochglanz, putzten und wienerten die Bergstiefel und säuberten die Seitengewehre von Staub und Dreck.

Als es gar nichts mehr zu tun gab, hätten sie sich abwechselnd schlafenlegen können. Aber wer findet vor dem X-Tag schon Schlaf? Nicht einmal die drei Griechen brachten die Nerven auf, sich hinzulegen. So übernahm immer einer die Wache, während sich die anderen mit einem Würfelspiel die lange Nacht um die Ohren schlügen.

Um sechs Uhr morgens, die Sonne ging gerade strahlend hell auf und versprach einen schönen Frühlingstag, meldete Euan-gelos, der gerade Wache hatte, die Rückkehr Mickey Akaumi-anos.

Der kretische SOE-Agent mußte am Ende seiner Kräfte sein, denn er taumelte mehr als er ging. Als er die Höhle betrat, murmelte er nur einen flüchtigen Gruß, zog seinen Mantel aus, legte ihn sich um die Hüften und verkroch sich in die hinterste Ecke.

„Ich glaube, da ist was danebengegangen“, sagte Moss zu Leigh-Fermor.

Der schüttelte den Kopf. Er kannte Mickey Akaumianos bes-ser. „Nein. Dann hätte er es uns gesagt. Er ist nur fertig. Das siehst du doch. Laß ihn in Ruhe.“

„Ich halte aber die Ungewißheit nicht mehr aus“, erregte sich Moss. „Er kann uns wenigstens sagen ...“

Leigh-Fermor gab Moss ein Zeichen, still zu sein. Er ging zu Akaumianos und setzte sich neben ihn.

Der Grieche sah ihn dankbar an. Dann sagte er: „Alles okay, Sir.“ Sekunden später war er eingeschlafen.

Für General Kreipe war dieser 26. April 1944 ein Tag wie jeder andere. Sieben Uhr Aufstehen. Acht Uhr Frühstück. Halb neun fuhr der Opel Kapitän vor. Von halb zehn bis zwei Uhr nach-mittags besichtigte der General in Begleitung seines Adjutan-ten und des 1. Ordonnanzoffiziers die weitverzweigt in der Gegend liegende Truppe. Bei einem Regiment wohnte er ei-nem Scharfschießen bei, dann folgte die Inspektion eines Unterführerlehrgangs, und als letzte Einheit besuchte Kreipe das Pionierbataillon.

Pünktlich um halb drei kehrte der General in sein Hauptquar-tier nach Ano Archanes zurück, um das Mittagessen einzu-

nehmen. Danach legte er sich eine halbe Stunde nieder, um gegen vier Uhr die jeden Tag anfallenden schriftlichen Arbeiten zu erledigen. Um sieben fand eine Besprechung mit Offizieren des Küstenwachregiments statt, die bis acht Uhr abends dauert. Kreipe hatte sich entschlossen, demnächst motorisierte Streifen entlang der Nordküste einzusetzen. Außerdem befahl er als „Kommandant Kreta“, den Flugplatz von Heraklion in einen besseren Verteidigungszustand zu versetzen, das heißt, daß seewärts Minen verlegt und ein Grabensystem ausgehoben werden sollten. Zusätzliche, stark gesicherte Scheinwerferanlagen würden dafür sorgen, daß in Zukunft Kommando-Unternehmen der Engländer von See her zumindest erschwert werden würden.

Um halb neun nahm General Kreipe im Kasino eine kleine Mahlzeit zu sich, bei der ihm sein Adjutant und der 1. Ordonnanzoffizier Gesellschaft leisteten. Beide Offiziere schickte Kreipe anschließend nach Knossos zurück, weil er wußte, daß die beiden den langweiligen Kasinobetrieb in Ano Archanes wenig schätzten.

Er selbst spielte, wie fast jeden Abend, dann noch mit einigen Offizieren seines engeren Stabes eine Partie Skat, während Unteroffizier Fenske, sein Fahrer, in der Kasino-Küche saß und sich vom Koch einige Extras einpacken ließ.

Gegen 21.15 Uhr kam eine Kasino-Ordonanz in die Küche und befahl Fenske im Auftrag des Generals, in etwa zehn Minuten den Wagen vorzufahren.

„Dann wäre es ja erst zwanzig nach neun“, grinste Fenske erfreut, der nichts dagegen hatte, wenn der General einmal früher nach Hause fuhr.

Er packte seine Stullen in die Manteltasche und verabschiedete sich vom Koch. „Tschüs, Robert. Bis morgen also.“ Unteroffizier Fenske ahnte in dieser Sekunde nicht, daß es für ihn kein Morgen mehr geben würde.

Als er an der gläsernen Kasinotür vorbeikam, die einen Spalt weit offenstand, hörte er Kreipe sagen: „Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, meine Herren, wenn ich jetzt nach Hause fahre. Noch einen recht schönen Abend allerseits.“

Fenske beeilte sich, nach draußen zu kommen. General Kreipe verließ das Kasino in Ano Archanes gerade in dem Augenblick, als Unteroffizier Fenske den Motor anließ.

Leigh-Fermor und Moss standen mitten auf der Straße, wenige Meter hinter dem großen Knick. Es war dreiviertel zehn. Die Nacht war stockfinster, der Himmel hatte sich wieder mit schwarzen, regenschwangeren Wolken überzogen. Die beiden Majore warteten mit fieberhafter Ungeduld.

„Und wenn er nun doch nicht kommt?“ fragte Moss. „Oder zufällig einen anderen Weg nimmt? Es könnte doch möglich sein, daß er heute in seinem Hauptquartier schläft.“

„Dann wird alles morgen wiederholt“, antwortete Leigh-Fermor ruhig. Er wollte sich von Moss' Nervosität nicht anstecken lassen.

„Verdammtd, ich hätte nicht gedacht, daß mich das solche Nerven kostet“, sagte Moss.

„Nimm dich zusammen“, herrschte ihn Leigh-Fermor unwillig an.

Moss' Unruhe hatte einen besonderen Grund. Vor einer halben Stunde wäre beinahe eine Panne passiert. Mickey Akaumianos, der mit einem Mann namens Jassafakis hinter der Haarnadelkurve lag, gab das Erkennungs-Lichtsignal. Das bedeutete: Achtung, er kommt! Leigh-Fermor und Moss hörten auch sich rasch näherndes Motorengeräusch. Dann sagte Moss plötzlich: „Verflucht, das ist kein Wagen, das ist ein Krad.“ Da kam auch schon dieser Jassafakis angerannt und meldete: „Major,

ein deutsches Krad nähert sich der Kurve. Mickey sagt, durchlassen und von der Straße verschwinden.“

Jassafakis, Moss und Leigh-Fermor rannten von der Straße herunter und warfen sich im Straßengraben in Deckung.

Es war ein Beiwagenkrad, das mit quietschenden Pneus um die Kurve brauste. Der Fahrer nahm kurz das Gas weg und brachte dann die Maschine sofort wieder auf Touren. Soviel im diffusen Scheinwerferlicht zu erkennen war, saßen auf der Maschine zwei Offiziere. Einer fuhr das Krad, der andere hockte auf dem Sozius.

Als das Motorrad in der Dunkelheit verschwunden war, kam Akaumianos und erklärte den Majoren, die beiden Offiziere seien der Adjutant und der 1. Ordonnanzoffizier von General Kreipe gewesen.

„Und was bedeutet das?“ hatte Moss gefragt. – „Wahrscheinlich hat Kreipe die beiden Offiziere vorausgeschickt“, antwortete Mickey.

„Oder er kommt heute überhaupt nicht“, unkte Moss. Aber Akaumianos winkte nur ärgerlich ab und lief an seinen Platz zurück. Die Tatsache, daß er Moss keine Antwort gab, verstärkte dessen Verdacht, etwas könnte heute anders laufen als sonst.

Dieser Zwischenfall steckte Moss jetzt noch in den Knochen. Er konnte sich nicht erklären, warum General Kreipe die beiden Offiziere vorausgeschickt hatte und die Fahrt nach Knossos allein unternahm. Mitten in der Nacht!

„Wie spät hast du’s?“ wandte sich Moss an Leigh-Fermor.

„Fünf nach zehn.“

„Wenn du nichts dagegen hast, sehe ich mal nach, ob die anderen auf Posten sind“, sagte Moss.

„Ja, tu das, aber geh nicht zu weit weg“, antwortete Leigh-Fermor. Es war besser für Moss, wenn er sich beschäftigte und

für ihn selber auch, denn Stanley ging ihm allmählich auf die Nerven.

Die Posten, die Moss kontrollieren wollte, lagen 20 Meter rechts und links neben der Straße. Es waren sechs von den sieben Mann, die Akaumianos mitgebracht hatte, dazu Manoli und Georgi. Euangelos hatte Leigh-Fermor Mickey zugeteilt.

Moss blieb keine fünf Minuten weg. „Alles in Ordnung“, meldete er Leigh-Fermor. „Die haben wirklich die Ruhe weg. Liegen im Straßengraben und tun so, als warteten sie auf den nächsten Bus nach Heraklion.“

„Was sollten sie deiner Meinung nach sonst tun?“

Moss wurde einer Antwort entthoben, denn in diesem Augenblick kam über das Kabel das Lichtsignal. Gleichzeitig war Motorengeräusch zu hören.

„Kreipes Wagen“, sagte Moss. Seine Stimme klang heiser.

„Ja, es ist Kreipes Wagen“, bestätigte Leigh-Fermor. Er hatte den Opel Kapitän am Motorenklang erkannt.

Die Autoscheinwerfer fraßen einen hellen Lichtkegel in die Dunkelheit. Die Nadel des Tachometers am Armaturenbrett zitterte zwischen 70 und 80 Stundenkilometer hin und her.

„Wenn sie ausnahmsweise die Güte hätten, nicht mit zwei Rädern die Kurve zu nehmen“, wandte sich General Kreipe an seinen Fahrer, den Unteroffizier Albert Fenske.

Fenske grinste. „Zu Befehl, Herr General. Kurve nicht auf zwei Rädern nehmen.“

Er nahm den Fuß vom Gaspedal, tippte leicht die Bremse an und schaltete mechanisch das Fernlicht aus. Gekonnt zog er den Wagen in die scharfe Kurve. Die Pneus quietschten.

Als er wieder Gas geben wollte, sah er vorn auf der Straße, zirka 100 Meter hinter der Kurve, mehrere Male eine rote Taschenlampe aufblitzen.

Eine Verkehrsstreife?

Fenske trat erneut auf die Bremse und schaltete das Fernlicht ein.

Tatsächlich, eine Verkehrsstreife. Zwei Feldgendarmen standen mitten auf der Straße. Der eine betätigte die Taschenlampe, der andere gab mit der Kelle das Stop-Zeichen.

Fenske war einigermaßen überrascht. Er wußte zwar, daß neuerdings auch nachts Verkehrsstreifen unterwegs waren, aber ausgerechnet hier in der Spitznadelkurve und ganz in der Nähe von Knossos?

„Komisch!“ murmelte der Unteroffizier.

„Was?“ Kreipe hatte seinen Fahrer nicht verstanden.

„Ich meine: Soll ich anhalten, Herr General?“

Kreipe sah Fenske mißbilligend an. „Natürlich halten Sie an. Wozu haben wir denn Verkehrsstreifen?“

„Zu Befehl.“

„Und machen Sie das Fernlicht aus. Sehen Sie denn nicht, daß die Männer geblendet werden?“

„Jawohl.“

Fenske schaltete das Abblendlicht ein, kuppelte aus und ließ den Wagen langsam ausrollen. Einen Meter vor den beiden Feldgendarmen stoppte er den Opel Kapitän.

„Solche Armleuchter, die müssen doch den Divisionsstander sehen“, schimpfte Fenske, denn es war nicht üblich, daß der Wagen des „Kommandanten Kreta“ aufgehalten wurde. Fenske verstand den General nicht. Kreipe hatte sich noch nie von einer Streife kontrollieren lassen. Um so verwunderter war Fenske, als der General sagte:

„Meckern Sie nicht, Fenske, die tun nur ihre Pflicht.“

Die beiden Feldgendarmen, es waren zwei Gefreite, traten rasch an den Wagen heran, knallten die Hacken zusammen und grüßten. Dann sagte der ältere (es war Leigh-Fermor) in militärisch knappem Ton: „Darf ich bitte die Fahrerlaubnis sehen?“

„Es heißt: Fahrbefehl, Gefreiter“, belehrte ihn der General und schmunzelte.

„Darf ich den Fahrbefehl sehen?“ wiederholte der Feldgendarm seine Frage.

Fenske mochte gedacht haben: Ist der Kerl denn bescheuert? Der muß doch sehen, daß er einen General, seinen eigenen Divisionskommandeur, vor sich hat. Er erwartete, daß Kreipe die Geduld reißen und er den Gefreiten anpfeifen würde. Aber sonderbarerweise sagte der General nur:

„Kenn ich nicht!“

Das war deutlich genug.

„Dann bitte die Parole!“ sagte der Feldgendarm.

Nun wurde es auch Kreipe zu dumm. Einen Fahrbefehl vom eigenen Divisionskommandeur zu verlangen, ging noch an, diesen aber nach der Parole zu fragen, war schon ein starkes Stück.

General Kreipe tat nun etwas Falsches. Er stieg aus dem Auto, ging auf den Gefreiten zu und sagte das, was in seiner Lage jeder andere General der deutschen Wehrmacht auch gesagt hätte, nämlich:

„Sagen Sie mal, von welcher Einheit sind Sie? Kennen Sie denn Ihren General nicht?“ Worauf der Feldgendarm in scharfem Ton antwortete:

„Herr General, Sie sind britischer Kriegsgefangener!“

Kriegsgefangener?

Kreipe starre den Mann vor sich fassungslos an. War der Bengel verrückt geworden? Aber der hatte plötzlich eine Pistole in der Hand, die drohend auf den General gerichtet war.

Jetzt erst begriff Kreipe die Zusammenhänge. Er reagierte erstaunlich schnell. Blitzschnell warf er sich herum. Aber zu spät. Ein großgewachsener, bäriger Kerl stand plötzlich hinter ihm und schlug mit dem Gewehrkolben zu. Kreipe stürzte zu Boden. Er hatte keine Chance mehr. Mehrere Männer warfen

sich auf ihn und bearbeiteten seinen Körper mit schmerzhaften Schlägen. Und einer der Männer schrie ihm ins Gesicht:

„Jetzt haben wir dich endlich, du deutsches Schwein!“

General Kreipe schrieb später in seinen Erinnerungen bezüglich dieser Beschimpfung: „Der mich ein deutsches Schwein hieß, war ein Partisan, und nicht einer von den Engländern.“

Der General wurde brutal an Händen und Füßen gefesselt. Trotzdem rief er noch nach seinem Fahrer. Aber Fenske konnte Kreipe nicht helfen. Einer der Partisanen hielt ihm den Lauf einer Pistole ins Genick, während zwei andere den Wagen öffneten und Fenske herauszerrten. „Mach das Maul auf, und wir legen dich um!“ warnte ihn einer der Guerillas. Dann hagelte es Kolbenhiebe, unter denen Fenske blutend zusammenbrach. Er hörte, wie jemand ihn fragte: „Ist der Tank voll?“ Fenske antwortete wahrheitsgemäß: „Ja, er ist voll.“ Dann schwand ihm das Bewußtsein.

Inzwischen hatten die Guerillas Kreipe zum Wagen gezerrt und ihn auf den Rücksitz geworfen. Zwei Guerillas knieten auf Kreipe und bedrohten ihn mit einem Dolch.

„Wenn du dich rührst, stechen wir dich tot“, zischte ihm einer von den beiden Männern zu. Daß es dem Guerilla damit ernst war, darüber konnte kaum ein Zweifel bestehen. So schwieg Kreipe und rührte sich nicht von der Stelle.

Für die Majore Leigh-Fermor und Moss war mit der Gefangennahme General Kreipes der wichtigste Teil des Kommando-Unternehmens erfolgreich beendet.

Nun galt es nur noch, den Gefangenen mit dem Wagen durch die zahlreichen deutschen Postenketten und Straßensperren zu bringen und dann die Flucht quer durch das Gebirge in Richtung Süden anzutreten.

Moss, der den Wagen steuern sollte, hatte ernste Bedenken, ob diese Fahrt reibungslos verlaufen würde. Leigh-Fermor ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er notfalls entschlossen sei, General Kreipe als Geißel zu benutzen, um sich einen Weg zum Ziel zu erzwingen.

Leigh-Fermor saß neben Moss. Er hatte sich Kreipes Mütze aufgesetzt und sich dessen Ritterkreuz um den Hals gehängt. Mit dieser – wenn auch dürftigen – Maskarade, hoffte er mißtrauische oder neugierige Posten zu bluffen.

Mickey Akaumianos wiederum hatte die Aufgabe übernommen, sich mit seinen Leuten in Richtung Anoya abzusetzen und den verletzten Albert Fenske mitzunehmen. An einer bestimmten Stelle oberhalb Anoyas wollten sich beide Gruppen wieder treffen.

Während Akaumianos und seine Männer in westlicher Richtung losmarschierten und dem Gebirge zustrebten, fuhren Leigh-Fermor und Moss mit dem gefangenen General und seinen zwei Bewachern in die entgegengesetzte Richtung los.

Das erste Hindernis, das die britischen Offiziere passieren mußten, war ein Straßenposten in der Nähe der Villa „Ariadne“. Die beiden Obergefreiten, die offenbar schon von weitem den Wagen des Generals erkannten, traten zur Seite und grüßten. Keine Kontrolle. Wahrscheinlich kontrollierten sie an dieser Stelle der Straße den Kommandeurswagen nie. Im Rückspiegel konnte Leigh-Fermor aber sehen, daß die beiden Posten ziemlich verdutzt hinter dem Opel dreinschauten, als dieser die Abbiegung zur Villa „Ariadne“ überfuhr und in Richtung Heraklion weiterbrauste.“

Moss, der wie die Feuerwehr fuhr und ziemlich nervös war, atmete auf, als er in die Straße nach Heraklion einbog.

„Wir schaffen es, wir schaffen es“, murmelte er verbissen.

„Die eigentlichen Sperren befinden sich in Heraklion“, sagte Leigh-Fermor. „Du unternimmst, wenn etwas schiefgeht, über-

haupt nichts und überläßt alles mir“, sagte er zu seinem Gefährten.

In rasender Fahrt ging es nach Heraklion hinein. Die östliche Straßensperre tauchte im Scheinwerferlicht auf.

„Langsamer fahren. Gib Lichtsignale mit der Lichthupe“, sagte Leigh-Fermor. Er drehte das Seitenfenster herunter, setzte sich aber so zurecht, daß man von seinem Gesicht nur wenig erkennen konnte.

„Wie schnell soll ich fahren?“ fragte Moss.

„Fünfzig Sachen genügen.“

Es handelte sich um eine Schlagbaumsperrre. Sie war mit vier Mann und einem Unteroffizier besetzt. Der Unteroffizier trat in die Straßenmitte und gab mit seiner Taschenlampe rote Stop-Signale.

„Verdammt noch mal“, fluchte Moss. Seine Hände am Steuerrad zitterten leicht. Hinten im Fond des Opel atmeten die beiden Guerillas ziemlich schwer und machten sich so klein wie möglich.

„Noch langsamer“, befahl Leigh-Fermor. „Sie müssen die Wimpel und Stander erkennen. Und mach das Fernlicht aus.“

Der Wagen rollte im 20-Kilometertempo auf den Schlagbaum zu.

Leigh-Fermors Rechte umspannte den Kolben seiner Pistole. Aber in diesem Moment erkannte der Unteroffizier den Generalswagen, der ja auf ganz Kreta bekannt war.

„Schlagbaum hochziehen!“ brüllte er seinen Leuten zu. Er trat einen Schritt vor und knallte die Hacken zusammen.

Leigh-Fermor grüßte lässig. Der Unteroffizier militärisch zackig. Moss aber gab Gas.

„Durch!“ flüsterte er Leigh-Fermor zu.

„Nun kommt nur noch eine heikle Stelle: die Porta Chanion! Wenn sie dort die Panzerhindernisse über die Straße gezogen haben, wird es kritisch.“

„Was willst du in diesem Fall machen?“ fragte Moss.

„Ich weiß es noch nicht. Abwarten. Vielleicht kehren wir um und tun so, als hätten wir nur mal schnell die Posten kontrolliert.“

Aber ausgerechnet am gefährlichsten Punkt innerhalb der Postenkette ging es am leichtesten. Die Panzerhindernisse standen, wie vor einigen Tagen, am Straßenrand. Die zwei Obergefreiten an der ‚Porta Chanion‘ kümmerten sich überhaupt nicht um den Wagen. Sie wußten, wer da ankam und begnügten sich damit, eine besonders stramme Ehrenbezeugung zu erweisen.

Donnernd brach sich der Motorenlärm im Gewölbe des viele Jahrhunderte alten Stadttores. Der Weg nach Rethymnon war für die britischen Kommandoleute frei.

Als Leigh-Fermor auf die Uhr schaute, stellte er fest, daß sie die Strecke in weniger als 50 Minuten zurückgelegt hatten.

An der Gabelung, wo die Straße nach Anoya abzweigte, ließ Leigh-Fermor Moss den Wagen anhalten. General Kreipe und die beiden Griechen stiegen aus. Leigh-Fermor stellte sich und Moss dem General mit ihren richtigen Namen und ihren Dienstgraden vor. Der Major sagte zu Kreipe:

„Herr General, Sie brauchen nichts befürchten. Sie werden von uns wie ein regulärer Kriegsgefangener behandelt. Ich ersuche Sie jedoch in Ihrem eigenen Interesse, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Major Moss ist für diesen Fall strikt angewiesen, sofort von der Schußwaffe Gebrauch zu machen.“

„Darf ich wenigstens erfahren, wohin Sie mich bringen?“ fragte Kreipe.

„Vorerst ins Gebirge, Herr General. Dann werden wir Sie nach Kairo ins SOE-Hauptquartier fliegen.“

„Und was geschieht mit meinem Fahrer? Ich ersuche Sie, ihn anständig zu behandeln. Er hat mit Ihrer Sache ja schließlich nichts zu tun.“

„Unteroffizier Fenske wird genauso wie Sie als Kriegsgefangener behandelt werden“, erklärte Leigh-Fermor. Er erwies dem gefangenen General die ihm zustehende Ehrenbezeigung und setzte sich ans Steuer des Opels. Moss gab Kreipe zu verstehen, er möge ihm folgen.

Während der General, eskortiert von den beiden Guerillas, mit Major Moss in der Nacht verschwand, um den abenteuerlichen Marsch quer durch das Ida-Gebirge zur Südküste anzutreten, fuhr Leigh-Fermor den Wagen noch einige Kilometer weiter, bis die Straße an einer Stelle vorbeiführte, wo sich eine Schlucht zum Strand hinabzog. Hier stellte der Major den Opel so ab, daß er bei Tagesanbruch sofort gesehen werden konnte.

Um den Wagen für vorbeifahrende Fahrzeuge besonders auffällig zu kennzeichnen, öffnete Leigh-Fermor alle vier Türen.

Auf den rechten Vordersitz legte er den Brief, sein eigenes Beret, und auf dem Rücksitz verstreute er mehrere Zigarettenstummel und legte zwei britische Kriminalromane dazu.

Daß General Kreipe in der Nacht vom 26. auf den 27. April nicht in die „Villa Ariadne“ zurückkehrte, erweckte bei niemandem Aufsehen. Warum auch? Ein General konnte schließlich die Nacht verbringen, wo er wollte. Er hatte über sein Tun und Lassen keinem Rechenschaft abzulegen.

Nicht einmal Kreipes Adjutant schöpfe Verdacht. Ihm gegenüber hatte Kreipe zwar geäußert, er würde heute früher als sonst nach Knossos zurückfahren, aber es war ja möglich, daß der General seine Absicht inzwischen geändert hatte.

Als der Adjutant gegen Mitternacht, von Freunden kommend, in die Villa kam, waren dort die Lichter schon alle gelöscht. Wie sich der Adjutant erinnerte, hatte er zwar die Torwache gefragt, ob der General schon zu Hause sei und die Antwort erhalten, der Herr General sei noch nicht zurück. Trotzdem hatte er sich darüber keinerlei Gedanken gemacht.

Es gab auch nicht den geringsten Grund für den Adjutanten, etwa Nachforschungen darüber anzustellen, warum Kreipe noch nicht da war. Dies um so weniger, als Kreipe hin und wieder außer Haus blieb, wenn er Einladungen bei Regimentskommandeuren angenommen hatte. Es kam auch vor, daß Kreipe dem Fliegerhorst oder der Marine in Heraklion mitten in der Nacht noch einen Besuch abstattete. In diesem Falle blieb der General dann in Heraklion oder fuhr erst spät in der Nacht nach Knossos zurück.

Ein Adjutant hat aber nun keineswegs die Aufgabe, solange aufzubleiben, bis sein Vorgesetzter etwa von einer Herrenpartie zurück ist. Wurde er gebraucht – was auch vorkam – würde ihn der General ohnedies holen lassen.

Des weiteren gab es keinen Befehl oder eine Anordnung für den Fall, daß beim Fernbleiben des „Kommandierenden“ irgendwelche Nachfragen oder gar Nachforschungen angestellt werden müßten.

Aus all diesen Gründen hatte der Adjutant nicht die geringste Veranlassung, besorgt zu sein. Ohne auch nur im entferntesten daran zu denken, Kreipe könnte etwas zugestoßen sein, ging der Adjutant auf sein Zimmer und legte sich schlafen.

Und das übrige Stabspersonal in der „Villa Ariadne“?

Nun, dieses kümmerte sich am wenigsten darum, ob Kreipe da war. Blieb er nachts über außer Haus, gab es keine zusätzliche Arbeit, und um halb zwölf Uhr wurden automatisch die Lichter gelöscht.

Wie war es aber mit dem Wach- bzw. Sicherheitsoffizier? Dessen Aufgabe war es nicht, die Gouvernante des Generals zu spielen, er war lediglich für seine Sicherheit verantwortlich, soweit dieser sich innerhalb der militärischen Sperrzone befand. Also auch hier: Fehlanzeige.

Das alles wußte Mickey Akaumianos, als er Leigh-Fermor die ersten Pläne für den Überfall vorlegte. Kleinigkeiten, die

ins Kalkül gezogen wurden, aber von entscheidender Wichtigkeit waren.

Akaumianos hegte nicht die geringsten Zweifel, daß man deutscherseits frühestens am Morgen des 27. April das Fehlen Kreipes bemerken würde. Dann nämlich, wenn er nicht zur gewohnten Stunde in seinem Hauptquartier in Ano Archanes eintreffen sollte, wenn dort der Tagesplan durcheinandergeriet.

Inzwischen waren aber wertvolle zehn, wenn nicht gar zwölf Stunden verstrichen. Diese zehn oder zwölf Stunden bedeuteten für die Entführer des Generals einen wichtigen Zeitvorsprung. Sie konnten mittlerweile nicht nur verdächtige Spuren verwischen, sie waren dank des Vorsprungs auch in der Lage, sich in jenes Gebiet abzusetzen, das von den deutschen Truppen ohnehin nicht kontrolliert wurde.

Die generalstabsmäßige Vorbereitung des Kidnappings zählte sich jetzt voll aus.

Als der Morgen des 27. April hinter den Bergen des Ida-Massivs heraufdämmerte, war der Kommandotrupp Moss mit dem General bereits 15 Kilometer weit ins Gebirge vorgestossen und hatte die Linie Anoya erreicht. Bei einer schon vorher vereinbarten Berghütte sollte Leigh-Fermor wieder mit Moss zusammentreffen.

Mickey Akaumianos, der ewige Mann im Hintergrund, befand sich zu dieser Zeit ebenfalls in den Bergen, und zwar in einer Schäferhütte unweit von Anoya, die ihm vorläufig als Befehlsstand und Hauptquartier diente. Über die in der Hütte installierte Funkstation gab der Griechen die entsprechenden Anweisungen an seine Vertrauensleute, ohne diesmal Rücksicht auf die deutschen Peilstationen zu nehmen.

Ein Heer von Helfern stand bereit, um die Flucht des SOE-Kommandos zur Südküste abzusichern, es mit Lebensmitteln

zu versorgen und etwaige deutsche Verfolger zu beobachten oder abzulenken. Funk-, Licht- und Lärmsignale sollen Leigh-Fermor und Moss vor Gefahr warnen. Hinzu kamen weit über fünfzig Mann der kretischen Untergrundbewegung, die als Melder zur Verfügung standen.

Betrachtet man heute nachträglich jene für General Kreipe so verhängnisvolle Entwicklung, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Kreipe durchaus eine Chance gehabt hätte, von seinen eigenen Truppen befreit zu werden, wenn die Nachforschungen und die Verfolgung sofort eingesetzt hätten. Hinterher ist so etwas freilich leicht zu sagen, denn die damalige Lage war für die deutsche Führung nicht nur sehr schwierig, sondern anfangs geradezu aussichtslos. Aussichtslos deshalb, weil vorerst jeder Hinweis über das Verschwinden General Kreipes fehlte.

Verfolgen wir nun die dramatischen Geschehnisse jenes 27. April der chronologischen Reihenfolge nach.

Als General Kreipe um acht Uhr morgens immer noch nicht in der „Villa Ariadne“ eingetroffen war, stand es für den Adjutanten und den Ordonnanzoffizier fest, daß Kreipe entweder in Ano Archanes, oder bei irgendeinem Regimentskommandeur die Nacht verbracht hatte. Beide Offiziere machten sich für den Aufbruch fertig und warteten auf den telefonischen Befehl des Generals.

Um halb neun klingelte in der „Villa Ariadne“ der Fernsprecher. Der Adjutant hob ab. Es meldete sich Kreipes Hauptquartier in Ano Archanes. Der dortige OI (1. Ordonnanzoffizier) des Ia (taktischer Führer einer Division) ließ anfragen, ob sich am Tagesplan des Generals etwas geändert habe.

„Ich wüßte nicht, Herr Oberleutnant“, antwortete der Adjutant Kreipes, „aber warum fragen Sie den Herrn General nicht persönlich?“

„Dann verbinden Sie mich bitte mit dem Kommandeur“, sagte der Ordonnanzoffizier ärgerlich.

„Das ist nicht möglich, Herr Oberleutnant. Der Herr General ist nicht hier.“

„Was? Wieso?“

Nun begann der Adjutant seinerseits ungehalten zu werden.

„Aber der Herr General ist doch heute nacht im Hauptquartier geblieben. Jedenfalls hat er die Nacht nicht in der Villa verbracht.“

„Was?“ brüllte der OI ins Telefon.

„Ich sagte, der Kommandeur ist meines Wissens heute nacht in seinem Hauptquartier geblieben. Hier ist er jedenfalls nicht“, antwortete der Adjutant.

„Jetzt hören Sie mir mal genau zu, mein Lieber“, sagte der OI in Ano Archanes. „General Kreipe ist gestern nacht, wenn ich richtig erinnere, kurz vor elf Uhr weggefahren. Und zwar nach Knossos.“

„Mag sein, Herr Oberleutnant, aber der Kommandeur ist nicht hier eingetroffen.“

„Verdammst noch mal, dann sehen Sie zu, daß sie herausbekommen, wo der General geblieben ist. Schließlich sind Sie sein Adjutant. Und beeilen Sie sich, wenn ich darum bitten darf. Der Kommandeur hat gestern befohlen, für acht Uhr fünfundvierzig eine Funkverbindung zur Armee herzustellen. Das ist in vier Minuten.“

„Ich werde mein möglichstes tun“, sagte der Adjutant.

Er hätte platzen können vor Wut. Mit dem ersten Ordonnanzoffizier der Division verstand er sich ohnehin schlecht. Nun dieser Anschiß. Auf nüchternen Magen. Mist, verdammter!

Der Adjutant raste zur Fernsprechzentrale.

„Anfrage an alle Regimenter und Dienststellen: Wo ist General Kreipe. Wo ist der Kommandeur. Verstanden?“

Die Telefondrähte glühten sozusagen. Drei Fernsprecher riefen zu gleicher Zeit überall dort an, wo General Kreipe hätte sein können. Darüber verging eine halbe Stunde. Das Ergebnis war gleich Null. Alle Regimenter meldeten Fehlanzeige. Auch der Marine- und der Luftwaffenkommandeur.

Der Adjutant rief nach Ano Archanes zurück. „Fehlanzeige, Herr Oberleutnant“, meldete er dem OI. „Der Kommandeur ist die Nacht über nirgendwo gewesen.“

„Haben Sie wirklich alle Dienststellen angerufen?“

„Alle. Es wurde keine vergessen, Herr Oberleutnant.“

Für einige Sekunden herrschte Stille in der Leitung. Dann sagte der OI: „Kommen Sie sofort rüber ins Hauptquartier. Ihre Fernsprechzentrale bleibt durch den Ordonnanzoffizier besetzt. Und zu niemanden ein Wort. Ende.“

Gegen halb zehn war von General Kreipe immer noch keine Spur entdeckt worden. Nun erst begann man sich im Hauptquartier darüber klar zu werden, daß etwas nicht stimmte. An einen Anschlag auf den „Kommandierenden“ von Kreta dachte jedoch noch niemand. Im Hauptquartier bestand vielmehr die Sorge, Kreipe könnte einen Autounfall erlitten haben.

Der Ia befahl über Funk und Fernsprecher: „An alle Feldgendarmerieposten und Wehrmachtsstreifen: Sofort alle Straßen abfahren. Sucht den General. Es besteht die Möglichkeit, daß der Kommandeur irgendwo im Divisionsbereich nachts mit dem Wagen verunglückt ist.“

Eine Verständigung der Armee in Athen wurde vorläufig noch zurückgestellt, um dort keine unnötige Aufregung zu verursachen. Den vereinbarten Funkspruch mit der Armee verschob der Ia auf 12 Uhr mittags. Er gab dabei die Erklärung ab, General Kreipe wäre im Moment nicht im Hauptquartier und sei auch telefonisch nicht erreichbar.

Der Befehl des Ia löste nun eine Suchaktion aus, an der über zweihundert Mann der Feldgendarmerie und zusätzliche Wehrmachtsstreifen beteiligt waren.

Der erste Erfolg stellte sich kurz vor zwölf Uhr mittag ein.

Die motorisierte Verkehrsstreife „Kreta fünf“, bestehend aus einem Unteroffizier und vier Soldaten, stieß auf den verlassenen Kommandeurswagen.

„Moment mal, stoppen!“ rief der Unteroffizier dem Fahrer des Streifenwagens zu. „Schaut doch mal rechts rüber. Ich will verdammt sein, wenn das nicht der Opel Kapitän des Kommandeurs ist.“

Es war der Opel Kapitän des Generals. Die Wagentüren standen offen. Das war weiter nicht verdächtig. Es konnte immerhin möglich sein, daß General Kreipe mit seinem Fahrer ausgestiegen war, um irgend etwas zu besichtigen. Man befand sich schließlich auf der nördlichen Küstenstraße, die ja zum Teil befestigt und von kleineren Sicherungskräften besetzt war.

Die vier Männer und der Unteroffizier rannten zum Wagen. Dann aber erstarrten sie.

„Mann, jetzt bleibt mir aber die Spucke weg“, sagte der Streifenführer. Er hatte auf dem Fordersitz des Opels den in deutsch und englisch verfaßten Brief gefunden.

„Das kann doch wohl nicht wahr sein, oder was heißt mich da“, brummte der Unteroffizier und las den Brief vor. Darin stand:

„An das Hauptquartier des Kommandieren General Kreta. Ein britischer Kommando-Unternehmen hat General Heinrich Kreipe in der Nacht vom 26. auf den 27. April entführt. General Kreipe ist britischer Kriegsgefangener und befindet sich derzeit bereits auf dem Weg nach Kairo. Der verantwortliche britische Kommandochef, Major Leigh-Fermor, weist aus-

drücklich darauf hin, daß die Entführung ohne jede Mithilfe der Zivilbevölkerung oder der griechischen Partisanenbewegung durchgeführt wurde, gez. Leigh-Fermor, Major seiner Majestät, des Königs von England.“

„Schweinerei!“ entfuhr es fast zu gleicher Zeit den Landsern.
„Diese verfluchten Kerle!“

„Da! Schaut euch das mal an“, sagte der Fahrer. „Eine britische Mütze, Zigarettenstummel und ‘n englischer Krimi.“

„Engländer!“ sagte der Streifenführer überrascht. „Dabei hätte ich vorhin gewettet, das mit dem Brief sei ein fauler Trick und in Wirklichkeit steckten die Partisanen dahinter.“

„Los, Jungs, nun aber nichts wie zum nächsten Telefonposten“, schlug der Fahrer vor.

„Max, du fährst den Kommandeurswagen“, befahl der Unteroffizier einem seiner Männer. Dieser nickte. „Hoffentlich hat die Kiste noch genügend Sprit im Tank.“

„Macht auch nichts. Dann lassen wir den Karren auf der Straße stehen“, antwortete der Streifenführer.

Fünf Minuten später gab der Führer der Wehrmachtstreife von einem Streckenposten aus die Nachricht durch, daß man General Kreipes Wagen in der Nähe von Rethymnon gefunden hatte. Vom Kommandeur und seinem Fahrer fehle jede Spur, dafür wäre im Wagen ein Brief gelegen, der in deutscher und englischer Sprache abgefaßt sei.

Der Unteroffizier mußte den Brief einem Ordonnanzoffizier des Hauptquartiers vorlesen, und als er geendet hatte, wunderte er sich, daß der Oberleutnant vom Hauptquartier nichts weiter sagte als:

„Bringen Sie den Brief sofort hierher, Unteroffizier.“ Der Oberleutnant sagte das mit ganz ruhiger und gelassener Stimme, nicht anders, als würde er sagen: „Bringen Sie mir mal ‘ne Flasche Bier ‘rüber.“

„Mann, Nerven haben die im Hauptquartier“, wunderte sich der Unteroffizier und gab den Befehl, mit dem Opel Kapitän nach Ano Archanes zurückzufahren.

Daß die Auffindung des Kommandeurswagens in Ano Archanes so gut wie keinerlei Überraschung seitens des telefonierenden Ordonnanzoffiziers hervorrief, hatte seinen guten Grund.

Vor einer halben Stunde nämlich hatte der Ic (zuständiger Offizier für Spionage und Spionageabwehr innerhalb einer Division, Korps und Armee) des Hauptquartiers die Meldung erhalten, daß alle Feindsender, einschließlich des meistens hervorragend gut informierten alliierten „Soldatensenders Calais“, die sensationelle Nachricht verbreiteten, General Kreipe befände sich in britischer Gefangenschaft und sei schon auf dem Wege nach Kairo.

Diese Nachricht allerdings wirkte im deutschen Hauptquartier wie ein Sturm im Wasserglas und hatte eine ganze Reihe von Maßnahmen ausgelöst. So wurden trotz der Radiomeldung, Kreipe befände sich schon auf dem Weg nach Kairo, einige tausend Mann losgeschickt, um den entführten General zu suchen. Das Hauptquartier wollte und konnte diese Radiomeldung nicht glauben, denn, so sagten sich die erfahrenen Generalstäbler mit Recht: In so kurzer Zeit konnten die Engländer Kreipe gar nicht wegbringen, noch dazu die Nordküste in der vergangenen Nach zufällig scharf überwacht worden war und die zahlreichen Stützpunktposten an keinem Punkt der gefährdeten Nordküste irgendwelche Schiffe oder Motorboote gesehen noch gehört hatten. Die Schlußfolgerung daraus war: Kreipe mußte sich noch auf der Insel befinden. Seine Entführer hatten ihn aller Wahrscheinlichkeit nach ins Gebirge verschleppt, um ihn zu einem späteren Zeitpunkt von der unkon-

trollierbaren Südküste nach Kairo zu bringen. Eine Ente also, diese Radionachricht.

Alle einsatzbereiten Flugzeuge vom Typ Fieseler „Storch“ erhielten Startbefehl. Sie überflogen bereits seit einigen Stunden das Ida-Gebirge und suchten im Tiefflug sämtliche bekannten und auch weniger bekannten Bergpfade und Wege ab.

Ersten Meldungen der eingesetzten Besatzungen zufolge wurden auch schon einige verdächtige Eselskarawanen und Ziviltrupps in den Bergen gesichtet. Die Flugzeuge folgten ihnen solange, bis rasch herbeileilende Suchkommandos diese Trupps stellen konnten. Das Ergebnis war freilich negativ: General Kreipe befand sich nicht darunter.

Gegen 1 Uhr mittags herrschte auf der Insel dann Alarmstufe Eins. Sämtliche Truppen wurden alarmiert, die Küstenwachtstreitkräfte bezogen ihre Stellungen, denn die federführende Armee in Griechenland befürchtete nicht zu Unrecht, daß die Gefangennahme General Kreipes im Zusammenhang mit einer bevorstehenden Landung der Alliierten auf Kreta stehen könnte.

Im Hauptquartier in Ano Archanes erreichte die Spannung einen weiteren Höhepunkt, als die Feldgendarmerie durch einen Verbindungsmann erfuhr, die Radiomeldung treffe nicht zu, sie sei ein Ablenkungsmanöver. In Wirklichkeit sei General Kreipe tatsächlich noch auf Kreta.

Daraufhin wurden im Schnelldruckverfahren Tausende von Flugblättern angefertigt und mit Sonderkurieren in sämtliche Dörfer und Städte der Insel gefahren. An allen amtlichen Anschlagsäulen der Dörfer klebten schon um drei Uhr nachmittags die Flugblätter, die folgenden Aufruf zum Inhalt hatten:

„An alle Bewohner Kretas:

In der letzten Nacht ist der deutsche General Kreipe von Banditen entführt worden. Er wird in den Bergen festgehalten. Sein Aufenthaltsort kann der Bevölkerung nicht unbekannt

sein. Wenn der General nicht innerhalb von drei Tagen freigelassen wird, werden sämtliche rebellierenden Dörfer im Gebiet von Heraklion dem Erdboden gleich gemacht. Gegen die Zivilbevölkerung werden strengste Maßnahmen ergriffen.“

Ob die Flugblattaktion einen Erfolg zeitigen würde, war selbstverständlich mehr als fraglich, denn so wie die Kreta-Partisanen eingeschätzt wurden, würden sie – selbst wenn sie vom Aufenthaltsort Kreipes Kenntnis hätten – keinerlei Angaben darüber machen. Aber versucht mußte es natürlich werden.

Noch während das deutsche Hauptquartier in Ano Archanes einem aufgescheuchten Bienenhaus glich, die Telefone pausenlos schrillten, und die Funker nicht mehr von ihren Geräten kamen, traf eine neue Hiobsbotschaft ein. Der schon erwähnte „Soldatensender Calais“ gab die Meldung durch:

„Wie von amtlicher Seite des alliierten Oberkommandos Südost eben zu erfahren war, wurde der deutsche General Heinrich Kreipe nicht von einem britischen Kommandounternehmen gekidnappt, sondern General Kreipe hat freiwillig die Fronten gewechselt und sich unter den Schutz der britischen Armee gestellt. Mit diesem sicherlich wohlüberlegten Schritt wollte der General, seinen eigenen Worten nach ein Exempel statuieren, um die Unsinnigkeit der Weiterführung dieses verbrecherischen Krieges zu unterstreichen. – Wir bitten unsere Hörer um Entschuldigung, daß wir irrtümlich in der ersten Meldung von einer Entführung General Kreipes gesprochen haben. In Wirklichkeit hat General Kreipe persönlich die britische Armee gebeten, ihn mit einem Sonderkommando abzuholen.“

Naturgemäß stiftete diese Radiomeldung des „Soldatensenders Calais“ bei den deutschen Führungsstäben erhebliche Verwirrung. Kreipe ein Deserteur, ein Überläufer mit politischen Hintergedanken? Nein, das war nicht möglich. Kreipe

war ein hervorragender Offizier und genoß den allerbesten Ruf, seine Integrität war über jeden Zweifel erhaben.

Aber, wo war Kreipe? Gewiß, es war schwierig, alle Wege und Stege des Ida-Gebirges zu kontrollieren. Aber beteiligten sich nicht mehr als zwei Dutzend „Störche“ an der Suche? Ihnen blieb nichts verborgen. Sie flogen in rollendem Einsatz und umkreisten die wenigen Pässe, die zur Südküste führten, ununterbrochen.

Da man jedoch nicht zur gleichen Zeit eine ganze Division auf die Suche nach einem entchwundenen General schicken und zugleich die anfallenden Verteidigungsaufgaben erfüllen kann – das Schreckgespenst einer Invasion spukte ja noch immer in den Köpfen der Stäbe herum –, beorderte man die ausgesandten Suchkommandos gegen Abend wieder in ihre Kasernen zurück. Das Hauptquartier in Ano Archanes kam zu der Schlußfolgerung, daß es besser sei, überstürzte Maßnahmen abzubrechen und statt dessen gezielter vorzugehen.

Da der „Fall Kreipe“ inzwischen auch den SD (Sicherheitsdienst) und die GFP (Geheime Feldpolizei) zu interessieren begann, setzte sofort eine lebhafte Tätigkeit ein. Personen, von denen man wußte, daß sie heimlich mit der Untergrundbewegung konspirierten, wurden verhaftet und strengen Verhören unterzogen. Die Sicherheitsbeamten verstanden ihr Handwerk, aber sie mußten bald feststellen, daß der verhaftete Personenkreis keine Ahnung über die Vorgänge hatte. Hohe Geldprämien wurden ausgesetzt. Erfolglos. Einige „heiße Tips“, die anonym eingingen, erwiesen sich als falsche Fährten.

„Dieses verbrecherische Kidnapping wurde nicht nur von langer Hand vorbereitet, sondern auch meisterhaft gehalten“, äußerte der Chef der GFP auf Kreta gegenüber dem Hauptquartier.

„Das bedeutet also, wenn ich Sie recht versteh, daß für die Entführung die griechische Widerstandsbewegung nicht in Frage kommt?“ meinte der Ic in Ano Archanes.

„Ja! Das meine ich. Das war die Arbeit von Fachleuten. Selbst die geschicktesten Partisanen können unmöglich so perfekt arbeiten. Die von feindlicher Seite gemachten Hinweise stimmen: Für die Entführung des Generals kommt nur eine Organisation in Frage, nämlich die SOE.“

„Und unsere Chancen, General Kreipe wiederzufinden?“

„Ich fürchte, sie sind nicht sehr groß. Es sei denn, wir erhalten doch noch einen brauchbaren und echten Hinweis“, antwortete der Chef der GFP-Kreta.

„Glauben Sie, daß Kreipe sich noch auf der Insel befindet?“

„Wenn ihn die Briten nicht noch in der Nacht vom 26. auf den 27. April weggeschafft haben, möchte ich sagen: Ja, der General ist noch auf Kreta. Wir haben mittlerweile die gesamte Nordküste hermetisch abriegelt. Hier kann General Kreipe die Insel nicht verlassen.“

„Bleibt also noch die Südküste“, überlegte der Ic.

„Ja. Aber wenn das SOE-Kommando den General dorthin schaffen will, braucht es Tage. Und darin sehe ich noch eine gewisse Chance. Obwohl Sie ebensogut wie ich wissen, daß es unmöglich ist, die Südküste so zu kontrollieren. Vor allem nicht während der Nacht.“

Angesichts der Lage war es verständlich, daß im Hauptquartier in Ano Arnaches eine bedrückte Stimmung herrschte. Hinzu kam unterschwellig die permanente Angst vor der Invasion, die noch dadurch geschrökt wurde, daß in der Nacht zum 28. April britische Nachtbomber die strategisch wichtigsten Flugplätze auf Kreta angriffen. Da Nachtangriffe bislang nie vorkamen, lag für die deutsche Führung die Vermutung nahe, diese Bombardements könnten die Invasion einleiten.

Aber die Lage entwickelte sich ganz anders.

Es war am 28. April morgens gegen sechs Uhr, als der Sonderführer Erich Brawand, Chef der Sicherungsgruppe Z in Heraklion, zu seinem Mitarbeiter, Unteroffizier Rehle, sagte:

„Rehle, jetzt reicht es mir. Ich muß wenigstens ein paar Stunden schlafen, sonst kippe ich aus den Stiefeln.“

Brawand war den ganzen vorangegangenen Tag und die darauftreffende Nacht auf den Beinen gewesen, um dazu beizutragen, Licht in den mysteriösen „Fall Kreipe“ zu bringen. Brawand war einer der fähigsten GFP-Sonderführer auf Kreta. Und Brawand hatte die besten V-Leute zur griechischen Untergrundbewegung. Seinem Spürsinn und der ihm angeborenen Hartnäckigkeit verdankte die GFP eine ganze Reihe von Erfolgen im Kampf gegen die Kreta-Partisanen.

Im „Fall Kreipe“ war jedoch auch Brawand keinen Schritt vorangekommen. Er tappte trotz seiner Verbindungen zur Widerstandsbewegung völlig im dunkeln. Jetzt, um sechs Uhr morgens, war er nicht mehr fähig, einen klaren Gedanken zu fassen, so daß er es für vernünftiger hielt, erst einmal ein paar Stunden zu schlafen.

„Am besten wird es wohl sein, ich bleibe gleich hier“, wandte sich Brawand an den Unteroffizier. „Da können Sie mich wenigstens sofort erreichen, wenn was los sein sollte.“

Rehle nickte. „Ich haben Ihnen nebenan ohnehin schon das Feldbett aufgeschlagen.“

„Danke.“ Brawand wollte gerade in den Nebenraum seines Büros gehen, als klirrend die Scheibe des straßenwärts gelegenen Fensters zersprang und ein Gegenstand polternd zu Boden fiel.

„In Deckung, Rehle!“ brüllte Brawand.

Beide Männer warfen sich blitzschnell hinter den in der Mitte des Zimmers stehenden Aktenschrank. Und beide dachten

dasselbe: Handgranaten-Attentat! So etwas war schon öfters vorgekommen in Heraklion. Anschläge auf die Dienststellen der GFP gehörten beinahe schon zur Tagesordnung, wenn bisher dadurch auch keine Verletzten oder Tote zu beklagen waren. Einschüchterungstaktik der Partisanen.

Draußen erscholl der Ruf: „Halt! Stehenbleiben!“ Dann belierte eine MPi-Salve. Der Posten vor dem Eingang hatte geschossen.

Als sechs Sekunden vergangen waren, ohne daß eine Explosion erfolgte, spähte Brawand vorsichtig um die Schrankecke.

„Kannst aufstehen, Rehle, es ist keine Handgranate“, sagte der Sonderführer zum Unteroffizier.

In dem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und der Posten stand im Zimmer. „Jemand hat ‘nen Gegenstand durch die Fensterscheibe geschmissen, Herr Sonderführer“, meldete der Mann verlegen. „Es ging alles so schnell, daß ich ...“

„Schon gut, Lauritzen, gehen Sie wieder nach draußen“, befahl Brawand dem Posten. „Und nächstes Mal passen Sie besser auf, Mann, sonst fliegen wir eines Tages doch noch in die Luft.“

„Jawohl, Herr Sonderführer“, sagte der Posten und verließ das Zimmer.

„Ein Stein, eingewickelt in ein Stück Papier“, sagte Unteroffizier Rehle, der den Gegenstand inzwischen vom Boden aufgehoben hatte.

„Habe ich mir schon gedacht“, murmelte Brawand. „Einer unserer Freunde wird uns auf diese originelle Art eine Nachricht zukommen lassen wollen. Es würde mich nicht wundern, wenn es das ‚Nationale Befreiungskomitee‘ wäre.“

„Mal sehen“, sagte Rehle und glättete sorgfältig das Papier in das der faustgroße Stein eingewickelt war.

„Tatsächlich! Ein Brief des ‚Nationalen Befreiungskomitees‘ Herr Sonderführer.“

„Geben Sie her, Rehle.“

Auf dem Briefbogen, der aus billigem Papier bestand, waren mit einem Gummistempel in der linken oberen Ecke die Worte ‚Befreiungskomitee Nationale‘ in griechischer Sprache aufgedruckt. Der darunterstehende Text – in deutsch – lautete:

„Das unterzeichnete Komitee gibt bekannt: General Kreipe ist noch nicht in Kairo, er befindet sich im Ida-Gebirge.

Heraklion, den 28. April 1944

*Für das Befreiungskomitee
(sechs unleserliche Unterschriften).“*

„Sieh mal einer an“, sagte Brawand und grinste. „Es hätte mich denn doch gewundert, wenn unsere komischen Freunde zum ‚Fall Kreipe‘ geschwiegen hätten. Rehle, stellen Sie sofort eine Telefonverbindung zum Hauptquartier in Ano Archanes her. Ich denke, diese Nachricht wird die Leute dort sehr interessieren.“

„Und wenn das eine Ente ist, Sonderführer?“

„Gibt es für das Befreiungskomitee keine Kohlen“, sagte Brawand und steckte sich eine Zigarette an. Er war plötzlich nicht mehr müde.

Drei Minuten später telefonierte Sonderführer Brawand mit dem Divisionshauptquartier in Ano Archanes. Eine Stunde später schon erging an alle Regimenter auf der Insel der Befehl, General Kreipe erneut zu suchen. An dieser Aktion beteiligten sich, wie Kairo vorausgesehen hatte, tatsächlich etwa 30.000 Mann.

Diese wohl größte und aufwendigste Suchaktion des II. Weltkrieges wurde durch die Nachricht eines sogenannten „Nationalen Befreiungskomitees“ ausgelöst. Was verbarg sich hinter diesem Namen?

Das „Nationale Befreiungskomitee“ war eine kleine, aber recht aktive Splittergruppe der Kreta-Untergrundbewegung, die von den größeren Partisanenbewegungen erbittert bekämpft wurde und ihrerseits aber auch einen gnadenlosen Kampf führte. Brawand hatte vor einem Jahr einem der Anführer das Leben gerettet, indem er den Mann aus den Fängen des SD loseiste und später laufen ließ. Mit Genehmigung der Deutschen Abwehr freilich. Seit diesem Zeitpunkt gab es zwischen der GFP und dem NB, wie deutscherseits das „Nationale Befreiungskomitee“ abgekürzt genannt wurde, ein recht seltsames Bündnis. Das NB verzichtete zwar auch weiterhin nicht auf die Bekämpfung der deutschen Besatzungsgruppe, verpflichtete sich jedoch, die Geheime Feldpolizei über wichtige Unternehmungen der konkurrierenden Großverbände zu unterrichten. Die sichersten Tips kamen immer vom NB. Dadurch konnte viel Unheil verhindert werden. Als Gegenleistung zahlte die deutsche Seite mit klingender Münze. Ein reelles, wenn auch makabres Geschäft, bei dem keine Seite versuchte, den Partner übers Ohr zu hauen.

Es darf als sicher gelten, daß das Hauptquartier keine zweite Suchaktion gestartet hätte, wäre der Fingerzeig über den Verbleib General Kreipes nicht vom NB gekommen.

Während die deutschen Truppen auf Kreta erneut in Alarmzustand versetzt wurden, um ihren gekidnappten General zu suchen, hatte dieser mit Major Moss und dem Begleitkommando bereits die Berge um Anoya erreicht. Es war gewissermaßen ein Wettrennen rund um die Uhr, denn Moss war sich darüber im klaren, daß die Deutschen nichts unversucht lassen würden, um ihren entführten General zu befreien. An den „Kairo-Trick“ glaubten weder er noch Leigh-Fermor. Es galt demnach, den Vorsprung so weit wie möglich auszubauen.

Diesem Vorhaben stand freilich ein großes Hindernis entgegen: der General selbst. Nicht daß Kreipe etwa Widerstand

geleistet hätte, das wäre nach Lage der Dinge glatter Selbstmord gewesen, aber der General, der schließlich nicht mehr der jüngste war, besaß bei weitem nicht die Kondition seiner Entführer. Zum anderen war die Ausrüstung Kreipes bezüglich Schuhwerk etc. alles andere als „bergtüchtig“. Wenn Kreipe eines Tages nicht barfuß durchs Gebirge marschieren wollte, mußten seine Entführer Wege aussuchen, die diesem Umstand Rechnung trugen.

Kreipe selbst äußerte Jahre später dem bekannten polnischen Journalisten Janusz Piekalkiewicz gegenüber, daß dieser Marsch durch das Ida-Gebirge für ihn mit höchsten körperlichen Strapazen verbunden gewesen sei. Kreipe hierzu wörtlich:

„Wir sind in schwierigstem Gelände gegangen – meist nachts oder in der Dämmerung. Am Tage waren wir in Höhlen oder Unterschlüpfen im Wald, schon mehr Felsengelände. Es war wirklich sehr schwierig – Wege waren ja nicht vorhanden, es ging immer querbeet, und man wollte ja keine Spuren haben. Im übrigen möchte ich dabei gleich sagen: Nur ein einziges Mal während der ersten zwei Fluchttage hörte ich deutsche Maschinengewehre in nächster Nähe, vielleicht einen Kilometer entfernt. Die Tarnung war also sehr gut, und die britischen Offiziere arbeiteten ausgezeichnet mit den Partisanen zusammen.“

Über die Behandlung seitens der britischen Entführer befragt, sagte Kreipe zu Piekalkiewicz:

„Ich muß sagen, daß nach dieser brutalen Gefangennahme im allgemeinen korrektes Verhalten zu verzeichnen war. Zum Beispiel kriegte ‚der General‘ sogar immer zuerst zu essen. Nicht ganz so einfach waren die sanitären Geschichten – davon möchte ich lieber nichts weiter erzählen.“

Der General verschwieg in seinen Aussagen überhaupt eine ganze Menge. So etwa, daß er keinen Mantel besaß und deshalb entsetzlich fror. Am 28. sowohl wie auch am 29. April

hatte es tagsüber unten in den Tälern geregnet, während es ab 1200 Meter zu schneien begann. Mehrmals mußte General Kreipe mit dem Entführungskommando Schneefelder überqueren, die verharscht und oft eisglatt waren.

Aber das erste Ziel, die Hütte oberhalb Anoyas, mußte so schnell wie möglich erreicht werden, weil dort Leigh-Fermor und der griechische Trupp mit dem Fahrer Kreipes zu Moss' Kommando stoßen sollte.

In der Abenddämmerung des 29. April erreichte die „Generalgruppe“ einen sogenannten Ziegenpfad, der nicht breiter als zirka dreißig Zentimeter war und dessen Benutzung äußerste Konzentration erforderte.

Wie vorauszusehen war, befand sich der General nach diesem nicht nur gefährlichen, sondern auch kräfteraubenden Anstieg in einem Zustand, der ein Weitergehen ausschloß. Zum Glück befand sich in der Nähe des Ziegenpfades eine aus Steinen erbaute Schäferhütte, die bewohnt war. Da der Schäfer dringend davon abriet, weiterzugehen, weil es in der Nacht Schnee geben würde, entschloß sich Moss, in der Steinhütte eine Rast einzulegen. Ein Feuer wurde entzündet, und der Schäfer begann für seine Gäste Lammfleisch zu grillen. An der Mahlzeit beteiligte sich Kreipe nicht. Er war, kaum daß er sich am wärmenden Feuer niedergelassen hatte, im Sitzen eingeschlafen. Aber auch die anderen Männer, Moss eingeschlossen, waren am Ende ihrer Kräfte.

Der Schäfer bot sich an, die Nachtwache zu übernehmen. Da er zu Mickey Akaumianos' Vertrauensleuten gehörte, hatte Moss keine Bedenken, die Nachtwache an einen Fremden abzugeben.

Es war kurz nach Mitternacht, als der Schäfer den britischen Major aus dem Schlaf rüttelte. Unwillkürlich griff Moss nach der Pistole. Aber der Schäfer winkte ab.

„Keine Gefahr. Aber draußen steht ein Bote von Mickey“, meldete er dem Major.

„Laß ihn rein“, sagte Moss.

Der Bote, tropfnaß und vor Kälte schlotternd, übergab dem Major eine schriftliche Meldung, in der Mickey Moss mitteilte, daß größere deutsche Truppenverbände in das Ida-Gebirge einmarschiert seien und die Gefahr bestünde, daß das Zentralmassiv des Ida-Gebirges in zirka sieben Stunden eingeschlossen sei. Die Meldung schloß mit der Aufforderung: „Brechen Sie frühzeitig auf, um rechtzeitig am Treffpunkt zu sein!“

Der „Treffpunkt“ war jene Hütte oberhalb von Anoya, wo Leigh-Fermor und der Trupp mit dem Fahrer des Generals mit Moss zusammenkommen sollten.

Infolge der neu entstandenen Situation mußte Moss mit dem General, nicht wie bisher nachts, sondern nun also bei Tag weiter marschieren. Dies war zwar eine gewisse Erleichterung, weil man das Marschtempo erhöhen konnte, barg aber andererseits die Gefahr in sich, von den deutschen Flugzeugen entdeckt zu werden.

Noch vor dem Morgengrauen brach das Kommando auf. Es regnete in Strömen. Die Pfade waren teilweise so schlüpfrig, daß es Mühe kostete, nicht abzurutschen und in die Tiefe zu stürzen. Je höher die Kommandoleute kamen, um so schwieriger wurde es, denn über 1500 Meter ging der Regen bereits in Schnee über. Streckenweise waren die Pfade so eisig, daß die Männer nur Schritt für Schritt vorankamen.

Ein Gutes freilich hatte diese fürchterliche Witterung: An diesem 30. April konnten die Suchflugzeuge infolge der niedrigen Wolkendecke, die teilweise bis in die Täler herabging, nicht starten.

Das schlechte Wetter hinderte andererseits die deutschen Truppen freilich nicht, die Verfolgung der Flüchtenden weiter fortzuführen. Die berggewohnten Infanterie-Einheiten von

Kreipes Division drangen in stürmischem Marsch in die Berge vor, besetzten die wichtigsten Täler und Pässe. Voraustrupps näherten sich den Flüchtenden einige Male bis auf einen Kilometer.

So erschraken Moss und seine Männer nicht schlecht, als gegen 10 Uhr vormittags plötzlich in Osten und Westen deutsche Leuchtkugeln in den Himmel stiegen.

„Verdammtd, die Deutschen haben uns schon fast eingeholt“, fluchte Moss und trieb zu noch größerer Eile an.

Dies war einer der wenigen Augenblick, wo General Kreipe wieder Hoffnung schöpfte. Er war sich klar darüber, daß er noch eine Chance hatte, wenn es ihm gelang, das vorgelegte mörderische Tempo zu drosseln. Er wagte den Versuch, Erschöpfung vorzutäuschen. Aber seine Wache fiel auf diesen Trick nicht rein. Brutale Kolbenhiebe trieben Kreipe wieder auf die Beine. Und Moss, der Kreipes Manöver ebenfalls sehr schnell durchschaute, warnte den General. Er sagte zu Kreipe: „Sir, ich habe zwar den Auftrag, Sie lebendig nach Kairo zu bringen. Aber sollten Sie uns Schwierigkeiten bereiten und uns alle in Gefahr bringen, scheue ich mich nicht, mich Ihrer zu entledigen. Ich hoffe, Sie sind sich Ihrer gefährlichen Lage bewußt.“

Das war deutlich genug. Nein, es hatte keinen Sinn, Widerstand zu leisten oder zur Verzögerungstaktik zu greifen. Man würde ihn, wenn dem Kommando Gefahr drohte, kaltblütig totschlagen oder niederschießen.

Nach weiteren zwei Stunden Aufstieg hatte das Kommando seine deutschen Verfolger wieder abgeschüttelt. Die Leuchtraketensignale der Deutschen bewiesen das, sie blieben weit hinter den Flüchtenden zurück.

Nach einem sechsstündigen Gewaltmarsch erreichte Moss mit dem General die verabredete Hütte, die in 1600 Meter Höhe südwestlich oberhalb von Anoya lag.

Eine halbe Stunde später trafen auch Leigh-Fermor und die Gruppe, die den Fahrer Kreipes mit sich führte, bei der Hütte ein. Doch Unteroffizier Albert Fenske war nicht dabei.

Kreipe, von bösen Ahnungen erfüllt, wandte sich in scharfem Ton an Major Leigh-Fermor.

„Würden Sie mir bitte erklären, Major, wo mein Fahrer ist? Er ist Kriegsgefangener wie ich ...“

Leigh-Fermor unterbrach den General mit einer Handbewegung.

„Es ist unnötig, Herr General, mich auf die Bestimmungen der Genfer Konvention hinzuweisen. Leider hat der Unteroffizier den Marsch nicht überlebt. Ich bedauere das, Herr General.“

„Was soll das heißen?“ fragte Kreipe.

„Ihr Fahrer ist tot“, antwortete Leigh-Fermor. „Er ist an den Schlägen, die er beim Überfall abbekommen hat, gestorben. Ich versichere Ihnen, daß ich das sehr bedauere.“

Diese Unglücksbotschaft traf General Kreipe tief. Fenske tot! Kreipe machte sich in diesem Moment bittere Vorwürfe, daß er den Ratschlägen seines Ia nicht gefolgt war und mehr Begleitpersonal auf seinen Fahrten mitgenommen hatte. Zwei Mann mehr im Opel, und das Kidnapping wäre vermutlich anders verlaufen. Und Albert Fenske lebte vielleicht noch. Oder log Leigh-Fermor etwa? War Fenske gar nicht tot? Es konnte immerhin sein, daß die Briten den Unteroffizier irgendwohin verschleppt hatten, um ihn als Geißel zu benutzen.

Unteroffizier Albert Fenske war aber tatsächlich tot. Es entsprach allerdings nicht der Wahrheit, daß Fenske an den Schlägen die man ihm während des Überfalls verabreichte, gestorben war, denn Kreipes Fahrer wurde von einem der Guerillas heimtückisch ermordet. Ein Racheakt also. Haßmord! Da die Guerillas Kreipe nicht ans Leben konnten, mußte ein anderer, ein Unschuldiger sterben.

Ein Mord, der von Leigh-Fermor und Moss stillschweigend geduldet worden war?

Nein! Leigh-Fermor kannte zu diesem Zeitpunkt die wirklichen Umstände bezüglich des Todes von Unteroffizier Fenske selbst nicht. Die Griechen hatten ihm lediglich den Tod des Fahrers mitgeteilt. Gestorben unterwegs, an den schrecklichen Kolbenhieben, die der Deutsche erhalten hatte.

Erst viele Jahre später stellte sich der wirkliche Sachverhalt heraus, wie auch die Tatsache, daß die Guerillas Fenskes Leiche unter Steinen verscharrt hatten.

Nachdem beide Gruppen wieder vereint waren, wurde der Marsch in Richtung Süden weiter fortgesetzt. Leigh-Fermor hatte von Mickey Akaumianos den Rat bekommen, unverzüglich den zwar schwierigsten, aber auch sichersten Weg über die höchste Erhebung im Ida-Gebirge zu wählen.

Leigh-Fermor war sich über den Schwierigkeitsgrad dieses Marsches sehr wohl im klaren, aber er hatte keine andere Wahl, denn inzwischen hatten die deutschen Truppen alle Täler im Ida-Gebirge besetzt und begannen nun, von Westen, Norden und Osten konzentrisch vorzugehen. Ihr Ziel war zweifellos die Einkesselung des Bergmassivs.

Der Fluchtweg wurde nun immer schwieriger, steiler und schmäler. Die körperlichen Anstrengungen, denen alle Beteiligten ausgesetzt waren, zwangen dazu, alle 15 Minuten eine Marschpause einzulegen. Schließlich erreichte das Kommando die Schneegrenze, man näherte sich dem Ida-Gipfel. Es schneite leicht, und ein eiskalter Nordostwind ließ die Pfade spiegelglatt frieren. Leigh-Fermor zweifelte zu dieser Stunde selbst daran, daß sie jemals wieder diese grauenhafte Bergwildnis verlassen könnten. Aber sie schafften sowohl die Überquerung des Ida-Berges als auch den Abstieg zur Südküste.

„Wenn wir noch fünf bis sechs Stunden durchhalten, haben wir gewonnen“, munterte Leigh-Fermor seine Begleiter auf. „Hier, seht es euch selbst auf der Karte an“, wandte er sich an die Männer. „Diese Schlucht, die in gerader Linie von Norden nach Süden führt, müssen wir erreichen. Sie endet direkt an der Steilküste. Und sind wir erst dort, können uns die Deutschen nichts mehr anhaben.“

Das stimmte. Wer sich an der Südküste des Ida-Gebirges befand, war tatsächlich außer Gefahr, denn in diesem wildzerklüfteten Gelände hatten die deutschen Verfolgungstruppen keine Chance mehr. Es würden nicht einmal 50.000 Mann ausreichen, dieses Gebiet zu durchkämmen, ganz abgesehen davon, daß eine solche Aktion Wochen, wenn nicht gar Monate in Anspruch nehmen würde.

Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte begann das Kommando den Abstieg. General Kreipe war bereits so erschöpft, daß ihn zwei Mann zeitweilig stützen mußten. Als die Gruppe sich nur noch zwei Kilometer von jener Schlucht befand, die ihre Rettung bedeutete, blieb der vorausgehende Kundschafter plötzlich stehen und deutete nach Südwesten.

„Ein Warnfeuer, Sir!“

„Verdammst noch mal!“ Leigh-Fermor stellte mit Hilfe von Kompaß und Karte ihren derzeitigen Standort fest. Das Ergebnis war niederschmetternd. Zwischen dem eigenen Standort und dem Warnfeuer, das von Mickey Akaumianos aufgestellten Posten entzündet worden war, lag die rettende Schlucht. Das Feuer zeigte an, daß das Kommando den bisher beschrittenen Weg nicht weitergehen konnte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten deutsche Truppen die Schlucht bereits erreicht oder versperrten an irgend einer Stelle den Weg dorthin.

„Und was nun?“ wandte sich Moss verzweifelt an Leigh-Fermor. „Wir können unmöglich umkehren und uns einen neuen Weg suchen.“

Leigh-Fermor wußte auch keinen Rat. Das Kommando befand sich in der bisher kritischsten Situation. Da sagte Euangelos zu Leigh-Fermor:

„Wenn mich nicht alles täuscht, Sir, muß es hier ganz in der Nähe eine Schäferhütte geben, in der einer unserer Vertraulente wohnt. Ich werde die Hütte suchen.“

Euangelos blieb eine volle Stunde weg. Aber als er wieder kam, brachte er einen Mann mit. Es war der Schäfer. Vor einer Stunde hatte dieser durch einen Boten Mickeys die Meldung erhalten, daß die deutschen Truppen mittlerweile nicht nur alle Täler und Pässe besetzt, sondern sich auch an der Südküste festgesetzt hätten, und zwar genau an jener Stelle, die von Kairo aus als Übernahmeort vorgesehen gewesen war.

Der Schäfer beschwore die beiden britischen Offiziere, unverzüglich ein sicheres Versteck aufzusuchen. Deutsche Patrouillen könnten jeden Moment hier auftauchen.

„Können wir uns nicht in Ihrer Hütte verstecken?“ fragte Leigh-Fermor den Schäfer.

Der schüttelte den Kopf. „Nein. Das geht nicht. Die Hütte liegt nicht günstig. Die Deutschen werden sie finden. Aber ich weiß ein besseres Versteck, Sir, in dem Sie niemand finden wird.“

„Gut. Dann los!“ befahl Leigh-Fermor.

Das „sichere Versteck“ entpuppte sich als eine jener zahlreichen, großen kretischen Tropfsteinhöhlen, die weit verzweigt waren wie ein Labyrinth.

„Diese Höhle ist ein ausgezeichnetes Versteck“, erklärte der Schäfer stolz. „Sie hat meinen Vorfahren im Kampf gegen die Türken schon als Unterschlupf gedient. Sie überlebten alle.“

Leigh-Fermor und Moss inspizierten die Höhle gründlich und befanden, daß sie in der Tat das beste Versteck war, das man sich denken konnte. Selbst wenn eine deutsche Streife die

Höhle entdeckte, hatte das Kommando immer noch die Möglichkeit, durch zwei Höhlengänge zu fliehen. Einen Nachteil freilich hatte die Höhle: Sie war eisig kalt und naß. Das Bergwasser floß nur so von den Wänden.

Da General Kreipe mehr als alle anderen geschwächt war und infolge seiner mangelhaften Bekleidung entsetztlich fror, gab man ihm einen griechischen Polizeimantel. Das war sicherlich kein humanitärer Akt, sondern eine dringende Notwendigkeit, denn Kreipe durfte nicht krank werden.

Kurz vor Einbruch der Nacht sichtete Manoli, der vor der Höhle Posten bezogen hatte, eine deutsche Patrouille. Es waren fünfzehn Mann unter der Führung eines Feldwebels. Die Patrouille kam direkt auf die Höhle zu.

Das Kommando zog sich sofort in einen der Höhlengänge zurück. Leigh-Fermor befahl, General Kreipe zu knebeln. „Tut mir leid, Sir, aber es handelt sich um eine reine Vorsichtsmaßnahme“, erklärte er dem General.

Dazu Kreipe später in seinen Erinnerungen: „Ich gebe zu, daß ich zu diesem Zeitpunkt sehr niedergeschlagen war und alle Hoffnung aufgegeben hatte. Als sie mich knebelten, wußte ich zwar nicht warum, ich ahnte aber, daß sich unsere Truppen in unmittelbarer Nähe befanden. Ob ich allerdings zu schreien begonnen hätte, um unsere Leute aufmerksam zu machen, das weiß ich nicht. Es hätte aber durchaus möglich sein können. Es war immerhin vielleicht meine letzte Chance, und die Gefahr, daß sie mich erschießen würden, war meines Erachtens nicht sehr groß, denn das hätte ihr eigenes Ende bedeuten können. Nun, der Knebel entzog mich weiterer Überlegungen.“

Die deutsche Patrouille entdeckte tatsächlich die Höhle, untersuchte sie aber nur flüchtig. Es war ihr daraus kein Vorwurf zu machen, so verhängnisvoll diese Unterlassung auch gewesen sein mochte, aber es gab in dieser Gegend Hunderte solcher Höhlen. Konnte der Patrouillenführer wissen, daß sich der

entführte General ausgerechnet in dieser Höhle befand, nachdem seine Männer schon mehr als ein Dutzend Höhlen durchsucht hatten?

Als die deutsche Patrouille wieder verschwunden war, krochen Leigh-Fermor, Moss und die Männer des Kommandos mit bleichem Gesicht wieder in die Höhle zurück. Sie blieben zwei Tage und Nächte, bis Mickey Akaumianos Leigh-Fermor durch einen Boten mitteilen ließ, daß die bisherige Marschroute geändert werden müßte.

„Aus Kairo ist die Meldung eingetroffen, daß in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1944 ein Schnellboot in die Bucht von Rodakino einlaufen wird. Wählen Sie folgenden Marschweg, der zur Zeit am sichersten ist: Bergpfad III (auf der Karte eingezeichnet) über Yerakari, dann entlang des Bergzuges A-C in allgemeiner Richtung Rodakino. Ich werde Sie über die deutschen Truppenbewegungen durch Streckenposten oder Melder auf dem Laufenden halten.“

Am nächsten Tag bei Abenddämmerung brach das Kommando zum letzten, entscheidenden Marsch auf. Bis Yerakari ging alles verhältnismäßig reibungslos. Dank der ausgestellten Wegposten gelang es Leigh-Fermor immer wieder, von deutschen Truppen besetzte Pfade zu umgehen. Kurz vor Yerakari jedoch brach der solche Strapazen nicht gewöhnnte General zusammen. Leigh-Fermor erkannte, daß Kreipe nicht simulierte, sondern wirklich am Ende seiner Kräfte war. Manoli wurde nach Yerakari geschickt, um ein Maultier für den General zu besorgen. Das gelang auch. Die Flucht konnte fortgesetzt werden.

Nach eintägiger Rast in einer verlassenen Berghütte oberhalb von Yerakari trat das Kommando sodann zum letzten Marsch in Richtung Küste an. Es ging durch eine Bergwildnis von unvorstellbarer Schroffheit. Keine Wege, keine Pfade. Und dann geschah – es war am fünften Tag des Marsches zur Küste – das

Unglück: General Kreipes Maultier stolperte und warf seinen Reiter ab. Kreipe fiel dabei so unglücklich auf den Boden, daß er sich das rechte Schulterblatt brach. An einen Weitermarsch konnte nicht gedacht werden.

Leigh-Fermor verarztete den verletzten General, soweit dies unter den herrschenden Umständen überhaupt möglich war. Ruhe und Erholung konnten dem Verletzten jedoch nicht gegönnt werden. Schon tags darauf wurde der Marsch fortgesetzt.

Inzwischen hatte das Hauptquartier in Ano Archanes die Aussichtslosigkeit der Suchaktion wohl eingesehen, denn die meisten Regimenter wurden nun wieder in ihre Standorte zurückbeordert und nur die allernotwendigsten Kräfte im Gebirge zurückgehalten, um die Pässe, Straßen und Pfade zu bewachen. Verstärkt wurde dagegen der Küstenbeobachtungsdienst für den Fall, daß es den Entführern tatsächlich gelungen sein sollte, die Südküste zu erreichen. In Wirklichkeit glaubte bei der Division und bei der Armee aber niemand an eine solche Möglichkeit. Im Gegenteil. Es setzte sich wieder die Überzeugung durch, daß General Kreipe Kreta doch schon verlassen hatte und längst in Kairo gelandet war. Man hätte – so die mit der Suchaktion beauftragten deutschen Stäbe – doch wenigstens die Spur einer Entführung durch das Gebirge finden müssen.

Am 13. Mai wurde auf Befehl der Armee die Suchaktion endgültig abgeblasen und auch die letzten Gebirgsstreifen zurückgenommen.

Einen Tag darauf, am 14. Mai also, aber erreichte das britische SOE-Kommando die Küste bei Rodakino. In einer unwegsamen Schlucht warteten Leigh-Fermor und Moss die Ankunft des britischen Schnellbootes ab.

Es war zehn Uhr abends, als Moss die Motorengeräusche des Schnellbootes hörte und Leigh-Fermor verständigte, der sich in der Zwischenzeit um den verletzten General gekümmert hatte dessen Gesundheitszustand viel zu wünschen übrigließ.

Licht- und Erkennungssignale wurden sowohl auf dem Meer als auch von Land her ausgetauscht. Dann näherten sich zwei Boote mit bewaffneten Stoßtrupps der Küste. Ein Marineoffizier rief den Namen Leigh-Fermors, dieser antwortete, und Sekunden später legten die Boote, unbemerkt von der deutschen Küstenwache, an. Die Einschiffung ging schnell vor sich.

Nach einer 24-Stunden-Fahrt landete das britische Schnellboot mit Leigh-Fermor, Moss und General Kreipe an Bord am 19. Mai 1944 im nordafrikanischen Hafen von Marsa Matruch.

In Marsa Matruch empfing der SOE-Oberst Bamfield den deutschen General.

Kreipe sagte über ihn: „Er hat mich korrekt behandelt und war in jeder Weise behilflich. Man muß nur bedenken: 14 Tage hatte ich kein sauberes Taschentuch, wenn ich es nicht im Wasser gewaschen hätte.“

Über die wirklichen, manchmal unmenschlichen Strapazen des Gebirgsmarsches schwieg der General.

Einen Tag später, man schrieb den 20. Mai 1944, wurde General Kreipe nach Kairo geflogen. Einige Presseleute und ein britischer General waren auf dem Flugplatz zu seinem Empfang eingetroffen. Dabei geschah es zum letzten Mal, daß sich General Kreipe und sein Entführer, Major Leigh-Fermor, sahen.

Über Gibraltar und London wurde General Kreipe nach Kanada gebracht, wo er in einem Kriegsgefangenenlager in der Nähe von Calgary in den Rocky Mountains für den Rest des Krieges blieb.

Im Jahre 1947 wurde der General in die Heimat entlassen.

ENDE

Verehrte Leser!

Im nächsten LANDSER Nr. 775 veröffentlichen wir wieder einen der wertvollen zeitgeschichtlichen Berichte des Marineschriftstellers

Fritz Otto Busch.

Der Autor, Korvettenkapitän a. D., hat in diesem Band das Schicksal des Schweren Kreuzers BLÜCHER und somit unter dem Titel:

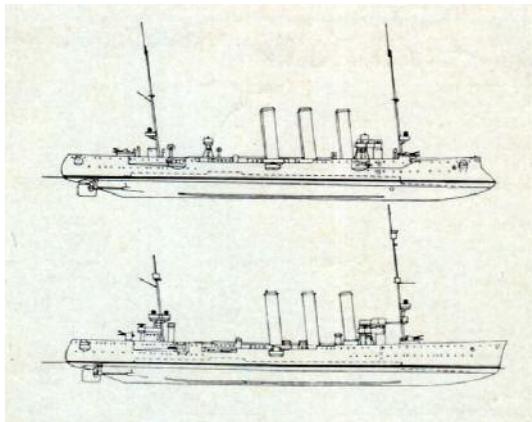
**Kanonendonner im
Oslo-Fjord**

auch die Angriffsaktion der Gruppe V während des Norwegen-Unternehmens nachgezeichnet. Bis ins letzte Detail wird die Fahrt des Schweren Kreuzers, zu dessen Verband auch der Schwere Kreuzer LÜTZOW und der Leichte Kreuzer EMDEN gehörten, in diesem LANDSER noch einmal bildhafte Wirklichkeit. Anfang April 1940 war es das Ziel dieser Kriegsschiff-Gruppe, mit Soldaten des Heeres an Bord nach dem Passieren des Oslo-Fjords die norwegische Hauptstadt zu besetzen. Höhepunkt dieses Berichts ist das Gefecht der BLÜCHER – damals Flaggschiff von Konteradmiral Kumnetz – in der Dröbak-Enge, in dessen Verlauf der Schwere Kreuzer BLÜCHER von norwegischen Küstenbatterien zusammengeschossen wurde und schließlich sein Ende fand. Auch in diesem Beitrag hat es der Autor verstanden, die dramatische Handlung durch fachmännische Schilderungen des Einsatzbetriebes auf den Schweren Einheiten der Kriegsmarine so zu beleben, daß der Eindruck der Augenblicksnähe stets erhalten bleibt. Aber auch die historischen Phasen des Unternehmens, vor allem die entscheidende Begegnung der BLÜCHER mit der norwegischen Küstenverteidigung in der Dröbak-Enge, sind lückenlos wiedergegeben und verdichten sich zusammen mit den anderen Erlebnis-Passagen zu einer Aussage von lebendiger Eindringlichkeit.

Auf der Rückseite der Ausgabe finden Sie ein Foto des Kleinen Kreuzers LEIPZIG (Kaiserliche Marine) und auf der 2. Innenseite ein Porträt des Jagdfliegers und 264. Eichenlaubträgers Manfred Meurer. Sollten Sie den Band bei Ihrem Zeitschriftenhändler nicht mehr erhalten können, dann wenden Sie sich bitte direkt an den

ERICH PABEL VERLAG, 7550
RASTATT, PABELHAUS

Kleiner Kreuzer BERLIN



Stapellauf: 22. 9. 1903;	Länge: 111,1 m;
Bauwerft: Kaiserliche Werft, Danzig;	Breite: 13,3 m;
Wasserverdrängung Standard: 3278 t;	Tiefgang: 5,6 m;
Wasserverdrängung maximal: 3816 t;	Maschinenleistung: 12240 PS;
	Geschwindigkeit: 23,2 Kn;
	Besatzung: 301 Mann;
Bewaffnung: zehn 10,5-cm-Kanonen; zehn Maschinen-Kanonen (zeitweise); zwei 45-cm-Torpedorohre (seitlich unter Wasser).	

Der Kleine Kreuzer BERLIN gehörte zu den sieben Kreuzern der BREMEN-Klasse, die in den Jahren 1902 bis 1904 in drei Bauabschnitten auf Stapel gelegt wurden; und zwar 1902 die Kleinen Kreuzer BREMEN, HAMBURG und BERLIN, 1903 LÜBECK und MÜNCHEN, 1904 die Kreuzer LEIPZIG und DANZIG. Während alle Schiffe dieser Klasse noch mit der derzeit üblichen Kolbendampfmaschine als Antrieb ausgerüstet wurden, erhielt erstmals in der Kaiserlichen Marine ein Schiff dieser Klasse, die LÜBECK, eine Turbinenanlage, die jedoch an Geschwindigkeit ihre Schwesterschiffe mit Kolbenmaschinen nicht übertraf.

Am 4. 4. 1905 wurde der Kleine Kreuzer BERLIN in Dienst gestellt. Der Kreuzer kam zur Heimatflotte und fand 1911 zwischenzeitlich Verwendung als Auslandskreuzer in den nordafrikanischen Gewässern. Im 1. Weltkrieg kam BERLIN zur Küstenschutzdivision, die mit den Kleinen Kreuzern ARIADNE und NIOBE die Jade- und die Wesermündung sicherte. Nach dem Krieg übernahm die Reichsmarine den Kleinen Kreuzer BERLIN als Schulkreuzer für ihre Offiziers- und Unteroffiziersausbildung. Nach entsprechendem Umbau 1921-23 (siehe untere Skizze) ging BERLIN als erster Kreuzer der Reichsmarine wieder ins Ausland, bis sie 1929 außer Dienst gestellt wurde. Ab 1935 diente der ehemalige Kleine Kreuzer der Kriegsmarine in Kiel als Wohnschiff und wurde 1947, mit Gasmunition beladen, im Skagerrak versenkt.

Schicksale deutscher Kriegsschiffe